

Band 4 | 2018



Regensburger Land

Der Landkreis Regensburg in Geschichte und Gegenwart



Landkreis
Regensburg

Regensburger Land

Der Landkreis Regensburg in Geschichte und Gegenwart

Regensburger Land

Der Landkreis Regensburg in Geschichte und Gegenwart

Band 4 | 2018

Verlag Friedrich Pustet
Regensburg

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-7917-2985-5

© 2018 by Landkreis Regensburg und Verlag Friedrich Pustet, Regensburg

Herausgeber: Landkreis Regensburg

Schriftleitung: Dr. Thomas Feuerer und Dr. Manuela Daschner

Gestaltung und Satz: Günter Lichtenstern, Neutraubling

Covermotiv: Der Bahnhof Alling, um 1900 © Alois Renner

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany 2018

Weitere Publikationen aus unserem Programm

finden Sie auf www.verlag-pustet.de

Kontakt und Bestellungen unter verlag@pustet.de

Inhalt

Tanja Schweiger	Vorwort	7
Maria Baumann	Alois Achatz: Kulturpreisträger 2017	8
Helma Ebkemeier	dance worxxx company: Jugendkulturpreisträger 2017	16
Tanja Schweiger	Josef Fendl: Kulturpreisträger für das Lebenswerk 2017	24
Josef Fendl	Best of Ein Querschnitt durch die schriftstellerische Arbeit	28
Joachim Merk	„Ich bin der Meinung, dass alles besser gehen würde, wenn man mehr ginge ...“ 10 Jahre Wandern im Regensburger Land	48
Dieter Waeber	Das Allinger Bockerl erobert das Labertal	60
Jonas und Simon Herdegen	Perspektivenwechsel 2.0 Fotografien aus neuen Blickwinkeln	70
Hanna H. Hubertus	Das ehemalige Pfarrhaus in Altenthann Bau- und Nutzungsgeschichte eines bedeutenden Denkmals	82
Fritz Wallner	Das ARTONICON in Unterlaichling Ganz große Kunst im ganz kleinen Dorf	104
Christoph Steinmann	Jubiläum in Mintraching Geschichte(n) aus acht Jahrtausenden	114
Ulrich Hauner	Prähistorische Kultplätze im Kristallgranit des Falkensteiner Vorwaldes?	126
Gudrun J. Malcher	Wildwest im Landkreis Regensburg Der internationale Ochsenhandel vom Mittelalter bis in die Neuzeit	146
Tanja Schweiger	Musikförderkreis Köfering-Neutraubling e.V.: Kulturpreisträger 2018	160
Thomas Feuerer	Christoph Preiß: Jugendkulturpreisträger 2018	166
Michael Eibl	Renate Christin: Kulturpreisträgerin für das Lebenswerk 2018	170
Autoren- und Abbildungsverzeichnis	180

Vorwort



Liebe Leserin, lieber Leser,

wussten Sie schon, dass die Gegend um Mintraching bereits vor rund 7.500 Jahren besiedelt war? Oder dass es im Süden des Landkreises, in Unterlaichling, ein kleines, aber feines Kulturzentrum gibt, das mit sehr viel Engagement und Idealismus betrieben wird? Oder dass man im Mittelalter in unserer Gegend „Wildwest-Feeling“ erleben konnte, weil riesige Rinderherden aus Ungarn durchgetrieben wurden? Oder dass in Tegernheim ein junger Mann wohnt, der bereits drei CDs veröffentlicht hat und als außergewöhnliches musikalisches Nachwuchstalents gilt?

Wenn ja, dann gratuliere ich Ihnen, denn Sie sind ein hervorragender Kenner unseres Landkreises. Wenn nein, dann gratuliere ich Ihnen ebenfalls, denn Sie halten ein Buch in den Händen, in dem Sie nicht nur spannende Informa-

tionen zu den genannten Themen, sondern auch zahlreiche andere interessante und wertvolle Dinge über unsere Heimat erfahren.

Der vorliegende vierte Band der Schriftenreihe „Regensburger Land“ beinhaltet wieder viele Beiträge von ganz unterschiedlichen Autoren, die ein breites Spektrum an kulturellen und historischen Themen abdecken. Entstanden ist ein abwechslungsreiches und reich bebildertes Buch, das uns unser vielfältiges Kulturerbe vor Augen führt und deshalb auch ganz hervorragend zur diesjährigen landkreisweiten Veranstaltungsreihe „Kultur.Erbe“ mit ihren zahlreichen Ausstellungen, Konzerten, Lesungen und Führungen passt.

Ich hoffe, dass Sie auf den folgenden Seiten viel Neues und Spannendes über den „Landkreis Regensburg in Geschichte und Gegenwart“ erfahren, und wünsche Ihnen damit viel Vergnügen!

Ihre Landrätin

Tanja Schweiger

A handwritten signature in blue ink, consisting of a stylized 'T' and 'S' that loops together.



Abb. 1: Alois Achatz, Kulturpreisträger des Landkreises Regensburg 2017, vor seinem Werk „Wald“, Kaltadel, 2014

Maria Baumann

Alois Achatz: Kulturpreisträger 2017

Laudatio anlässlich der Verleihung des Kulturpreises des Landkreises Regensburg an Alois Achatz am 30. November 2017 im Klosterstadel Pielenhofen

Sehr geehrte Frau Landrätin, liebe Tanja,
sehr geehrte Damen und Herren,

als Alois Achatz mich anrief, war sein Erstaunen hörbar: „Ich bekomme den Kulturpreis des Landkreises“, sagte er leise, verwundert, als ob ihm eine Anerkennung seines Werks gar nicht zustünde. Ganz still schwang die Freude mit. „Würdest Du a bisserl was sag'n?“ Ja, würde ich, sehr gerne, denn ich bin zutiefst überzeugt, dass die Jury eine hervorragende Wahl getroffen hat. Alois Achatz schafft eine Kunst, die auch dem zweiten und dritten Blick standhält, ja, ihn vom Betrachter auch fordert – und das in einer ganz unaufgeregten Art.

Bei meinem ersten Besuch im Atelier von Alois Achatz fiel mir ein Text von Konstantin Wecker ein. Das Lied beginnt mit den Worten: „Es sind nicht immer die Lauten stark, nur weil sie lautstark sind. Es gibt so viele, denen das Leben ganz leise viel echter gelingt.“ Für mich passt der Satz gut zu Alois Achatz – und zu seinen Arbeiten würde ich ihn noch ein bisschen abwandeln: „dem die Kunst ganz leise viel echter gelingt“.

Er ist Bildhauer, Maler, Druckgrafiker, Foto- und Installationskünstler. In seiner Bildhauerei spürt man den Maler, in seinen Fotoarbeiten und Installationen den Bildhauer. Alois Achatz ist ein Bodenständig-Kreativer. Und seine Motive sind es auch. Hochsitze, Scheunen, Wald – es ist das Alltägliche, Gewohnte, es sind unspektakuläre Orte, die eigentlich jeder von uns kennt. Die Achatz'schen Landschaften zeigen uns Heimat – neu und anders. Es sind vielleicht fremde, aber existente Abbildungen uns bekannter, vertrauter Dinge. Alois Achatz reduziert sie soweit, dass er gerade in der scheinbaren Realität den größten Grad an Abstraktion erreicht. Er schafft mit gegenständlichen Motiven abstrakte Kunst, grafische Naturporträts, in

*Der in Eitlbrunn bei Regensburg lebende und arbeitende Bildhauer, Druckgrafiker, Fotograf und Objektkünstler Alois Achatz hat sich im Laufe seines Werdegangs nicht nur in und um Regensburg einen Namen gemacht, sondern auch weit darüber hinaus. Obwohl vielseitig interessiert und stets offen für Neues, ist er sich doch immer treu geblieben. **Mainstream ist seine Sache nicht, sein Werk besticht vielmehr durch eine konsequente künstlerische Handschrift, durch Authentizität und durch Professionalität. Der schöne Kern seiner Arbeiten liegt dabei meist in der Einfachheit, in der Reduktion, im Weglassen von Überflüssigem. Sie sind nie plakativ und vordergründig, sondern erschließen sich erst bei längerer Betrachtung.** (Auszug aus der Begründung der Jury)*

denen er sensibel und intuitiv die Schönheit des Einfachen zeichnet.

Der Name des Geburtsortes von Alois Achatz lässt schon erahnen, dass Landschaften ihn von klein auf aufgenommen, hineingenommen haben: In Kaikenried im Landkreis Regen kam er 1964 zur Welt. Heute wohnt und arbeitet er in Eitlbrunn bei Regensburg. Er ist in der Region nicht bloß angesiedelt, im Gespräch merkt man bald ostbayerische Art.

Alois Achatz ist ein Handwerker. Er erhielt an der Staatlichen Berufsfachschule für Holzbildhauer in Oberammergau eine fundierte Ausbildung, die ihn mit seinem Respekt vor dem gewachsenen Holz sorgsam mit seinem Material umgehen lässt. An der Aka-



Abb. 2: Camera obscura, Innenhof der Stadtbücherei Amberg, 2008

demie für Bildende Künste in München studierte er anschließend Bildhauerei bei Professor Hubertus von Pilgramm, er war Stipendiat in Aberdeen (Druckgraphik) und am Virginia Center for the Creative Arts in den USA. Die Liste der Einzelausstellungen und Ausstellungsbeteiligungen ist inzwischen lang und schließt mehrere Nachbarländer mit ein.

In der Ausstellung „Veritas + Vita = Ars“ („Wirklichkeit + Leben = Kunst“) des Diözesanmuseums Regensburg in der Kirche Santa Maria degli Angeli in Rom im Jahr 2011 zeigte Alois Achatz die Installation „Projektion“, eine begehbare Lochkamera. Die „camera obscura“ fasziniert ihn. Bereits 2009 hat er beim Amberger Bildhauersymposium einen Raum geschaffen, in den durch ein schmales Loch das Licht einer beleuchteten Szene auf die gegenüberliegende Rückwand trifft. In Rom erzeugte das kleine Loch in der Wand eine unscharfe, auf dem Kopf stehende Projektion des linken Seitenschiffes der bedeutenden Basilika, die 1561 unter der Leitung Michelangelos begonnen wurde. Das Bild ist von Anfang an da, aber man sieht es nicht. Unsere Augen brauchen ca. 10 bis 15 Minuten, um sich an die Lichtverhältnisse anzupassen und das Bild wahrzunehmen. Dieser Moment hat für Alois Achatz „etwas Magisches“.

Dieses Staunen über den Augenblick, der sich Zeit lässt, passt gut zu seiner Kunst. Sie braucht Zeit, sie spiegelt Zeit im Werden und Vergehen. Alois Achatz schafft Bildhauerkunst mit der Kamera, zweidimensionale Skulpturen. Der Fotograf nimmt sich viel Zeit, begegnet seinen Motiven mit Ruhe in absichtloser Zufälligkeit, erkennt sie mit dem künstlerischen Blick. Die Bilder sprechen weniger vom Suchen, mehr vom Finden.

Die Großbildfotografie erlaubt keine Schnappschüsse. Es ist ein sorgfältiges Annähern an die Bildwirklichkeit in Licht und Schatten mit langen Belich-



Abb. 3: Hochsitz, Heliogravüre, 2008



Abb. 4: Wald, Heliogravüre, 2017

tungszeiten. Das Wort „Photographie“ lässt sich aus dem Griechischen übersetzen mit „Lichtmalen, Lichtzeichnen“. In der Lichtbildhauerei von Alois Achatz wird genau dies deutlich.

Er verwendet meisterhaft eine kaum mehr genutzte fotografische Drucktechnik, die in sich schon Patina trägt. Die Heliogravüre ist die Vorläufer-Technik des modernen Tiefdrucks. Das aufwändige manuelle Verfahren macht seine Entwicklung der Bilder zu einer langsamen Kunst. In vielen Arbeitsschritten

von Halbtonnegativ bis zum Ätzen der Kupferplatte mit verschiedenen abgestuften Eisenchloridlösungen wandelt sich die Aufnahme. Je tiefer die Ätzspuren eingegraben werden, desto mehr Farbe passt später beim Einfärben der Kupferplatte in die Vertiefungen und desto schwärzer wird beim Druck an dieser Stelle die Abbildung. Dabei scheinen durchaus auch Details auf, die man so mit dem Auge nicht sieht. Sie erinnern an die zeitlose Dauer in der „camera obscura“, in der sich das Bild nach und nach enthüllt. „Helios“, die

Um kulturelles und bürgerliches Engagement sowohl zu würdigen als auch zu wecken, verleiht der Landkreis Regensburg seit 2008 jährlich einen Kulturpreis für hervorragende Leistungen auf kulturellem, künstlerischem und wissenschaftlichem Gebiet. 2016 wurde zudem erstmals ein Jugendkulturpreis für Jugendliche und junge Erwachsene bis zu einem Alter von 25 Jahren ausgelobt. Die beiden Preise können sowohl an Einzelpersonen als auch an Personengruppen vergeben werden, die durch Geburt, Leben oder Wirken mit dem Regensburger Land verbunden sind und sich hervorragende Verdienste um das kulturelle Leben erworben haben.

Die Bevölkerung ist jedes Jahr dazu aufgerufen, geeignete Vorschläge zu machen. Ein unabhängiger, mit Fachleuten für Bildende Kunst, Literatur, Musik, Theater und Heimatpflege besetzter Kulturpreisbeirat begutachtet die eingegangenen Bewerbungen. Die Preisverleihung erfolgt im Rahmen einer feierlichen Veranstaltung, bei dem eine Symbolfigur und eine Urkunde überreicht werden. Der Kulturpreis ist außerdem mit einem Geldpreis in Höhe von 5.000 Euro verbunden, der Jugendkulturpreis mit einem Geldpreis in Höhe von 1.000 Euro.

Der Kulturpreis 2017 ging an Alois Achatz aus Eitlbrunn, der Jugendkulturpreis an das Tanztheaterensemble dance worxxx company aus Pielenhofen. Zudem wurde 2017 erstmals ein Kulturpreis für das Lebenswerk an Josef Fendl aus Neutraubling verliehen. Die Preise wurden in einer öffentlichen Veranstaltung am 30. November 2017 im Klosterstadel Pielenhofen überreicht.

Sonne – das verbergende, konturgebende Spiel von Hell und Dunkel ist für die Heliogravüre wie für die camera obscura der geheimnisvolle Reiz.

Das Schaffen von Alois Achatz ist so vielfältig wie sein Schauen auf das, was ihn umgibt, was und wer ihm begegnet. Er ritzt mit Kaltnadeltechnik in Plexiglas Landschaften ein, platziert große naturrostige Stahlwürfel in die Landschaft, entdeckt mit Kindern die Farbenkunst der Natur, flicht Naturmode hoch in den Bäumen und interpretiert damit „Haute Cou-

ture“ ganz neu. Alois Achatz entlockt in Tafelbildern dem Holz seine Sprache, zeichnet in Druckgraphiken intensive Liniengeflechte der Natur nach, die sich zu expressiven Bildfindungen vollenden, macht in Skulpturenkästen Fundstücke, das unbeachtete Kleine und Geringe zum Objekt, das plötzlich in einem Rahmen eine spannungsreiche Aussagestärke hat. Seine Werke sind Bilder voll stiller Kraft, Stillleben des wahrnehmenden Blickes. In ihnen wird Schweigen sichtbar.

Wenn Alois Achatz querfeldein unterwegs ist, findet er die faszinierende Architektur an Orten und in Gebäuden, die völlig unverdächtig sind, jemals einen Architekturpreis zu gewinnen. Der Reiz liegt für Alois Achatz darin, wie die rein zweckmäßig zusammengesetzten Bauten in der Landschaft stehen. Sie haben keinen großen Anspruch, sind funktional und dennoch stimmig eingefügt in die umgebenden Flächen. Ihre ästhetische Qualität erhalten sie durch die Verwitterungsspuren der Zeit. Er fotografiert dieselben Objekte immer wieder und wird zum Dokumentar der Veränderung. Die Komposition seiner Bilder lenkt den Blick und konzentriert ihn auf die Strukturen des Materials, das Schindeldach, den gleichmäßigen Takt der Bretternagelung. Jede natürliche Farbe fehlt, die Schwarz-Weiß-Fotografie verdichtet die Strukturen und abstrahiert, da das Auge das hier Gesehene so nie wahrnimmt. Durch die Übermalung von Boden und Himmel lässt sich die Scheune nicht mehr konkret verorten, sie wird überhöht in der Schönheit der klaren Proportionen.

Alois Achatz fotografiert gerne im Winter. Die Landschaft tritt noch mehr zurück, die Bäume sind noch stärker, in der weißen Stille zeichnen sich die Linien der Bauten graphisch ab. Die Spuren von Wind und Wetter sind in den Heliogravüren nahezu dreidimensional spürbar, der Finger scheint die Kerben des Holzes und die Astlöcher fühlen zu können. Man

kann beim Schauen über die Erhebungen streichen. Das Unbeabsichtigte ist für Alois Achatz Motiv. Wie sonst käme er auf die Idee, auf die Fotojagd nach Hochsitzen zu gehen. Ein hochgestelltes Häusl auf Stützen, so sieht er es, steht frei im Raum, gefährlich vergänglich.

Alois Achatz findet seine Motive meist in der Umgebung. Er kehrt wieder, fotografiert immer wieder zu verschiedenen Zeiten, dokumentiert Veränderung und Wandel. Bäume bieten sich ihm als Kunstwerke dar, die er neu ins Bild setzt, die hell-dunkle Musterung der Stämme, die Feinheit der Verästelungen, ein Bild der Zeit, in dem junges Wachstum und Vergänglichkeit in stiller Übereinkunft nebeneinander existieren. Im Altarraum der Katholischen Hochschulgemeinde werden die zarten Äste in Lichtstelen im Grenzbereich zwischen dem Profanen und dem Heiligen zu einem Blick in den Himmel, zu einer Ahnung von Transzendenz, zu Daseinslust und einem gleichzeitigen *Memento mori*.

Dass den Holzbildhauer die Strukturen des Holzes besonders anziehen, scheint nahezu selbstverständlich. Doch seine Kunst der Verrätselung greift genauso, wenn er im Hafengelände seine Motive findet, er die Strukturen von Stahl zum grafischen Muster reduziert. Lost spaces, Industrieruinen, Gebäude außer Betrieb reizen ihn mit ihren Verfallsgeschichten, auch wenn sie augenscheinlich nichts Schönes haben. Alois Achatz aber sieht das Wesentliche, die zeichnerische Gestalt in der sich ständig verändernden Wahrnehmung der Welt.

Jetzt habe ich viele Worte gemacht, dabei könnte man das Besondere an den Fotoarbeiten von Alois Achatz mit der Oberpfälzer Sprachökonomie auch ganz einfach zusammenfassen. Lassen wir es ihn doch selber sagen: „Man erkennt’s ja auch, aber es ist halt doch irgendwie anders.“



Abb. 5:
*Scheune, Helio-
gravüre, 2005*

Abb. 6: *Lichtstelen, Meditationsraum der Katholischen
Hochschulgemeinde Regensburg, 2009*



Abb. 7: Schalen, zweiteilig, je 30 x 60 cm, Holz, Pigment, 2008



Abb. 8: Neigung, Bronze, Realschule Obertraubling, 2010



Abb. 9: Kleider in den Bäumen, Walderlebniszentrum Regensburg, 2014

Die Kulturpreisträger der Jahre 2008 bis 2017

2008	<i>Ludwig Bäuml, Kallmünz Anerkennungspreise für: Musikförderkreis Köfering-Neutraubling e.V.; Theodor Häußler, Otto Reichinger, Adolf Strohmeier, BaierWeinMuseum Bach; Albert Schettl, Neutraubling; Vokalensemble Stimmwerck</i>
2009	<i>Kulturforum Schloss Alteglofsheim e.V.</i>
2010	<i>Theatraubling e.V., Neutraubling Anerkennungspreis für: Franz Siegesleitner, Hainsacker</i>
2011	<i>Kuratorium Europäische Kulturarbeit Beratzhausen e.V.</i>
2012/2013	<i>Stefan Hanke, Sinzing Richard Vogl, Bernhardswald</i>
2014	<i>Bernhard Hübl, Kallmünz</i>
2015	<i>Josef Menzl, Pentling</i>
2016	<i>Heinz Grobmeier, Hema</i>
2017	<i>Alois Achatz, Eitlbrunn</i>



Abb. 10: Landrätin Tanja Schweiger überreicht Alois Achatz den Kulturpreis

Wir alle sehnen uns nach Zeit und Stille. Alois Achatz bietet sie uns an in seinen Werken, das Auszeitmoment. Er lässt uns in seinen Skulpturen, Fotografien und Zeichnungen die innere Ruhe spüren, mit der er auf die Welt um ihn herum schaut. Er lädt uns ein, durchzuatmen, das Geheimnis und den Augenblick wahrzunehmen. Allein für dieses Geschenk an uns hat er den Preis verdient. Ich gratuliere Dir, lieber Alois, zum Kulturpreis des Landkreises Regensburg und danke Ihnen für die Zeit, die Sie mir beim Zuhören geschenkt haben.

„Ich habe mich sehr darüber gefreut, dass die Wahl der Jury für den Kulturpreis des Landkreises Regensburg auf mich fiel, v.a. auch über die Begründung der Jury. Die Preisverleihung selbst fand in einem sehr schönen und würdigen Rahmen statt.“ (Alois Achatz)



Abb. 1: Szene aus „Unstable“ – Aufführung zum 15-jährigen Bestehen der dance worxxx company

Helma Ebkemeier

dance worxxx company: Jugendkulturpreisträger 2017

Laudatio anlässlich der Verleihung des Jugendkulturpreises des Landkreises Regensburg an dance worxxx company am 30. November 2017 im Klosterstadel Pielenhofen

Sehr geehrte Frau Landrätin, sehr geehrter Herr Dr. Feuerer, sehr geehrte Preisträger und Gäste, liebe Eva!

Heute gibt es in Pielenhofen gleich zwei Premieren. Zum einen findet die Verleihung der Kulturpreise des Landkreises Regensburg zum ersten Mal in unserer Gemeinde statt und zum anderen wird heute ein Kulturpreis des Landkreises zum ersten Mal im Bereich Tanz bzw. Ausdruckstanz verliehen.

Ich muss gestehen, dass ich mich – für die Tanzakademie und für meine Heimatgemeinde Pielenhofen – wahnsinnig freue, dass es der Tanzpädagogin Eva Eger gelungen ist, die Jury mit ihrer Arbeit zu überzeugen, und dass die dance worxxx company zu den heutigen Preisträgern zählt.

Mir persönlich ist der Tanz – nicht nur aus beruflichen Gründen – schon immer ein großes Anliegen. Gestatten Sie mir bitte deshalb, Ihnen diese Kunstform ein bisschen näher zu bringen und ein paar Erläuterungen über die Entstehung des Tanzes abzugeben.

Was ist unter Tanz zu verstehen? Wir alle kennen die Standardtänze Walzer und Foxtrott, die sogenann-



ten modernen Tänze wie Rock 'n' Roll und Jive, wir kennen Salsa und Tango, Trachten- und Volkstänze und natürlich auch das mehr oder weniger geliebte Ballett. Es gibt inzwischen viele Tanzformen, und alle haben ihre Wertigkeit und verdienen Respekt. „Ballett“ ist übrigens die französische Form vom mittellateinischen „ballare“ und heißt übersetzt „tanzen“. Das Wort „Ball“ ist uns geläufig und eng mit „Ballett“ verknüpft, denn das Ballett ging aus den höfischen Festen und Bällen hervor.

Abb. 2:
Michelle Stela –
Solo aus „Susi
Orange mit Auge“



Abb. 3:
TAHK-Absolventin
Amalia Darie
im Tanztheater
„Salome“ auf der
Burg Wolfsegg

Die Grundlage des Tanzes ist die Fähigkeit zur unbewussten Bewegung – außer dem Menschen ist der Forschung kein anderes Lebewesen bekannt, das diese Fähigkeit besitzt.

Ursprünglich fungierte der Körper wahrscheinlich als Schlaginstrument und hatte die Aufgabe, Töne durch Klatschen oder Stampfen zu erzeugen – es gab ja noch keine Sprache. Tanz gehört zu den ältesten Kulturformen dieser Welt und begleitet die Menschheit seit der Urzeit in ihrer gesamten Geschichte. Überlieferungen zufolge hat sich daraus die Gebärdensprache entwickelt.

Tanz ist also sehr stark verknüpft mit der Entwicklung von Sprache und Musik und Ursprung der theatralischen Kunst, der Kombination aus der darstellenden Fähigkeit von Sprache und Rhythmik der Musik.

Der Schamane, der Mediziner und der Regenmacher waren Vortänzer und entwickelten Choreografien. In Ägypten fand im Altertum Tanz bei Götterfesten statt, ebenso bei Bestattungen, es gab die Priestertänze am Nil, die mehrere Tage dauerten und den Lauf der Gestirne oder die Geschichte von Isis und Osiris darstellten. Im Griechenland der Antike war der Tanz das Produkt künstlerischen Schaffens und entwickelte sich zusammen mit anderen Kunstformen wie Dichtung und Musik. Zweck war die Unterhaltung, getanzt wurde im Gottesdienst und bei Prozessionen, der Priester war sogar Vortänzer. Im Altertum gab es außerdem Waffentänze, im Mittelalter den Schwerertanz, der heute noch bei orientalischen Hochzeiten üblich ist. Im 14. Jahrhundert entstand der Paartanz. 1653 tanzte der junge König Ludwig XIV. die Sonne und wird seither Sonnenkönig genannt, später gründete er die erste Tanzakademie in Paris.

Tanz gehörte in der Antike und im Mittelalter und teils bis weit ins 20. Jahrhundert hinein zu einer guten Ausbildung dazu. Sie sehen, verehrte Gäste, der Tanz hatte zu dieser Zeit einen extrem hohen Stellenwert. Vor allem aber hat der Tanz seit Urzeiten bis heute eine hohe soziale Komponente.

Seit 90 Jahren gibt es das Studio Krippner, die älteste Tanzschule Regensburgs, die seit 2013 den Namen TAHK – Tanzakademie Helene Krippner – trägt. Bei Helene Krippner finden wir den Ursprung der äußerst bedeutsamen Kunst des Ausdruckstanzes und der reichhaltigen Tanzszene in Regensburg. Sie war Schülerin der großen und bekannten deutschen Ausdruckstänzerin Mary Wigman. Diese war in den 1920er Jahren in Deutschland Idol und Star einer Be-

wegung, sie revolutionierte den Tanz in Deutschland und den USA. Sie widmete sich vollkommen dem Ausdruckstanz – dem musiklosen Tanz und der Geräuschkulisse.

Die Tänzerin Helene Krippner gründete 1927 in Regensburg mit ihrem Mann Juan Jerusalem, ebenfalls Tänzer, eine Tanzschule für Gymnastik, Ballett, Steptanz und Akrobatik. „Die Hellenischen Schulen“ verstanden es vortrefflich, ihre Schülerinnen und Schüler zu motivieren und für Auftritte im Theater, auf Weihnachtsfeiern und Vereinsfeste vorzubereiten. Berühmt waren im Regensburger Stadttheater die Tanz-Matinee, die während des Hitlerregimes in die sogenannten „Morgenfeiern“ umbenannt wurden.

Übrigens besteht auch mit dem Fürstenhaus Thurn und Taxis eine enge Verbindung: 1968 studierte Helene Krippner zum Geburtstag von Fürst Karl August mit seinen Kindern, Fürst Johannes und seinen Schwestern Clothilde und Mafalda, eine Choreografie für den Vater ein. Auch der jetzige Fürst Albert und seine Schwestern Maria Theresia und Elisabeth hatten Tanzunterricht bei Krippner.

Die jetzige Inhaberin und Leiterin des Tanzzentrums, Eva Eger, bietet mit ihrem Team neben der professionellen Ausbildung für Bühnentanz, Performance und Tanzpädagogik auch Kursprogramme und Workshops für Tanz- und Schauspiel für Kinder, Jugendliche und Erwachsene an den zwei Standorten Pielenhofen und Regensburg an. Das Einzugsgebiet reicht dabei von der gesamten Oberpfalz über Niederbayern, Oberbayern und die Landeshauptstadt bis nach Tschechien.

Das Hauptinteresse und der Schwerpunkt aber liegen in der tanzgeschichtlich äußerst bedeutsamen Kunst des Ausdruckstanzes. Eva Eger hat es sich zur Aufgabe gemacht, das Erbe von Helene Krippner zu pflegen und es als Gegenpol zur zunehmenden Kom-



Abb. 4: Michelle Stela und Daniela Uschold im Duett: Die Tänzerinnen reisen aus Tschechien und Oberviechtach zu den Proben und Aufführungen an.

Für mich ist Tanzen wie Fliegen! Einfach frei sein. Alles loszulassen. Seinen Gefühlen freien Lauf zu lassen, sie jedoch jederzeit zu steuern und konzentriert die Bewegungen auszuführen. Es ist für mich eigentlich genauso, wie Billy Elliot im gleichnamigen Musical erklärt: „Es ist wie Elektrizität. Einfach frei sein!“ (Lisa)



Abb. 5:
Anna Lindig in
einer Chorszene, die
Salomes berühmten
Schleiertanz vor-
bereitet.

merzialisierung des Tanzes abzugrenzen, um so die Kunstform „Tanz“ wieder mehr in den Mittelpunkt unserer Gesellschaft zu rücken.

Tanz erfordert enorm viel Disziplin, Exaktheit sowie mentale und körperliche Kraft. Die hier ausgebildeten Tänzerinnen und Tänzer und ihre Choreografen waren und sind aus der regionalen und überregionalen Tanzszenen nicht wegzudenken und regelmäßig bei Tanztagen vertreten. Und so war und ist die Krippner-Tanzausbildung für so manchen ein Sprungbrett zur Bühne und zum Theater. Bekannte Tänzer aus der früheren Zeit sind unter anderem Rita Meyer, Lore-Lotte Günzler, Fräulein Markgraf sowie Frau Zita, die

Die in der Tanzakademie Krippner im Kloster Pielenhofen beheimatete dance worxxx company ist ein ehrenamtlich geleitetes Tanztheaterensemble. Seit 15 Jahren hat es sich der Pflege der tanzgeschichtlich äußerst bedeutsamen Kunst des Ausdruckstanzes verschrieben und nimmt damit bewusst einen Gegenpol zur zunehmenden Kommerzialisierung des Tanzes ein. In den letzten Jahren hat das Ensemble, das auch schon auf internationalen Bühnen zu sehen war, durch das große Engagement seiner Mitglieder ein bemerkenswertes künstlerisches und tänzerisches Niveau entwickelt und steht in seiner gewachsenen Professionalität großen Ensembles in nichts nach. (Auszug aus der Begründung der Jury)

den deutschen Ausdruckstanz mit ihrem Mann in Indien bekannt machte. Ehemalige Eleven der heutigen Generation sind z.B. Amalia Darie am Stadttheater Regensburg und Sylvia Suttle in den USA.

Damals wie heute engagiert sich das „Krippner“ ehrenamtlich – auch in Kooperation mit anderen Institutionen – mit Tanz- und Tanztheaterideen in Schulprojekten, Kinder- und Jugendfreizeiten, auf Bürgerfesten, Adventsmärkten und natürlich im Jugendaustausch.

Beispiele hierfür sind die Teilnahme an der Veranstaltungsreihe des Kulturecks Kallmünz „Ein Fluss verbindet“ und seit Jahren auf dem Adventsmarkt in

Pielenhofen, wo Tanzstücke wie „Wo die Ewigkeit die Zeit berührt“ zur Einstimmung auf die Weihnachtszeit beitragen. Dieses Jahr können wir zu unserem großen Bedauern leider nicht dabei sein. Bei der jährlichen Kinder- und Jugendfreizeit der Gemeinde wurde das Tanztheaterstück „Pokemon go“, ein Stück vom „Suchen und Finden“ erarbeitet und anschließend Eltern und anderen Interessierten präsentiert.

Herausragend ist das Tanztheater SALOME, das im Rahmen der landkreisweiten kulturellen Veranstaltungsreihe „Kultur in alten Mauern“ mehrmals auf der Burg Wolfsegg aufgeführt wurde und auf Empfehlung von Kulturreferent Dr. Thomas Feuerer 2018 nochmals in Wörth zur Aufführung kommt. Seit der Gründung vor 15 Jahren haben die Jugendlichen der dance worxxx company ihre Kunst auch auf internationalen Bühnen gezeigt, so z. B. beim deutsch-russischen Kulturfestival in Chabarowsk im Osten Russlands. Auch mehrere Austauschprogramme mit Jugendlichen aus der Regensburger Partnerstadt Aberdeen in Schottland konnten im Kloster Pielenhofen verwirklicht werden. Eines der Highlights anlässlich des 90-jährigen Jubiläums der Tanzschule war die Gestaltung der Performances für die interaktive Ausstellung „RUF UND ECHO“ in den Räumen des Klosters.

Das Ensemble hat durch sein hohes Engagement ein bemerkenswertes künstlerisches und tänzerisches Niveau entwickelt und steht in seiner gewachsenen Professionalität großen Ensembles in nichts nach.

Ich freue mich auf weitere künstlerisch spannende und interessante Projekte an den vielen anderen historischen Orten unseres Landkreises. Orte und Räume, denen mit anspruchsvoller Performancekunst eine ganz besondere Aufmerksamkeit zuteilwerden wird.

Aktuell in Planung ist ein Community-Tanzfilm. Das ortsansässige Busunternehmen Wittl stellt uns

dankenswerterweise seine Halle für Filmaufnahmen zur Verfügung, und Sie alle sind herzlich eingeladen mitzumachen. Es sind keinerlei Vorkenntnisse nötig, denn jede Bewegung ist Tanz.

Ich gratuliere dem Jugendkulturpreisträger 2017, der dance worxxx company, zu ihrer Auszeichnung. Es ist doch ein tolles Geschenk zum 15. Geburtstag einen Kulturpreis zu bekommen!

Herzlichen Glückwunsch, liebe Eva, und weiterhin viel Energie und Erfolg.



Abb. 6: Eva Eger und die dance worxxx company zusammen mit Landrätin Tanja Schweiger, Laudatorin Helma Ebkemeier und Kulturreferent Dr. Thomas Feuerer nach der Preisverleihung.



Abb. 7: Szene aus „Unstable“ – Aufführung zum 15-jährigen Bestehen der dance worxxx company auf der Studiobühne des Tanzstudio Krippner

Der Tanz in all seinen Spielarten erfährt zunehmend die Aufmerksamkeit verschiedenster wissenschaftlicher Forschungsgebiete, für die Feuilletons gewinnt er vermehrt an Bedeutung, fast werden ihm magische Fähigkeiten zugesprochen: Er fördert nicht nur Haltung und körperliche Fitness, er beugt auch Demenzerkrankungen vor, kann Parkinsonpatienten helfen und sogar psychotherapeutisch wirken, um hier nur einige der positiven Auswirkungen zu nennen. Und er macht Spaß. Für die, die

sich mit dem Tanz beschäftigen, kommt all dies wenig überraschend.

Jedoch ist der Tanz auch Kunstform und eine exakte Disziplin. Wie alle exakten Disziplinen zeichnet er sich durch seine Formulierkraft aus. Er ist in der Lage, der Schönheit des Geistes und der Kunst Gestalt zu verleihen und diese versteh- und erfahrbar zu machen, für Tänzer und Publikum gleichermaßen.

Die verschiedenen Stile, wie z. B. das Klassische Ballett, der Moderne Tanz oder der Ausdruckstanz,

sind wie unterschiedliche Dialekte derselben Sprache, nämlich die des Geistes und der Seele. Diese Sprache ist in der Lage, einen Gedanken, einen Zusammenhang, eine Geschichte oder Idee konkret oder symbolhaft auszudrücken. Einige davon, wie beispielsweise der Moderne Tanz oder in noch stärkerem Maße der Ausdruckstanz, sind in ihrer ursprünglichen Struktur archaische Spielarten der darstellenden Kunst, deren Bewegungsformen bis in die Antike und darüber hinaus zurückreichen.

Tanz, in seiner künstlerischen Form, ist also nicht nur die bloße Ausführung von Schrittmaterial oder die pantomimische Darstellung einer Emotion oder Handlung. Tanz ist Spannung zwischen Zeit, Raum, Klang und bewusster Bewegung. Er ist Ausdruck innerer Welten und ihrer Bezüge zur Außenwelt. Er kann das Unsichtbare sichtbar machen, das Unausprechliche aussprechen, ohne ein einziges Wort zu verlieren. Tanz ist die Vereinigung von Vergangenheit und Zukunft in der Gegenwart des Moments.

Gemäß dieser Auffassung steht das pädagogische Konzept der Tanzakademie Krippner auf dem Fundament von fast einem Jahrhundert Erfahrung im künstlerischen Tanz. Dabei bedeutet die Pflege dieses tänzerischen Erbes keineswegs das Festhalten an alten Formen oder gar den Verzicht auf die Auseinandersetzung mit zeitgenössischen Strömungen. Im Gegenteil: Innovative Ideen zu provozieren, den Blick zu öffnen für neue Gedanken, Technologien, für die Bild- und Tonkunst oder die Kunstgeschichte sind fest in der Zielsetzung verankert.

Auf diesem Boden fruchten die verschiedensten Projekte: Das Jugendtanzensemble dance worxxx

company entstand vor 15 Jahren als Projekt zur Nachwuchsförderung im Modernen Tanz. Ebenso wie das OVI Kindertanztheater in Oberviechtach, welches sich vornehmlich an jüngere Jahrgänge richtet, erarbeitet die Gruppe gemeinsam Bühnenstücke, die bereits auf den verschiedensten Festivals im In- und Ausland zu sehen waren.

Ein großer Bereich der Krippner Schulen sind die offenen Freizeitkurse des Tanzstudios Krippner. Das Angebot umfasst verschiedene Tanzstile wie Ballett, Jazz Dance, Modern Dance, Stepptanz oder Tanztheater und steht Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen offen. Im Bereich Kindertanz werden zusätzliche Schwerpunkte angeboten, wie die musisch-tänzerische Frühförderung, der kreative Kindertanz, Hip Hop oder Akrobatik.

Die Tanzakademie selbst ermöglicht in Voll- und Teilzeitausbildungsgängen den Zugang zum professionellen Tanz. Neben der Vorausbildung und der 2-jährigen Teilzeitausbildung TANZTHEATER INTENSIV stehen 3-jährige Vollzeitausbildungszweige in Bühnentanz, Tanzpädagogik und Choreografie/Performancekunst zur Verfügung. Mit fundierter Methodik – frei von jedem Konkurrenzdruck – und viel Raum für Kreativität und Experiment entwickeln sich hier professionelle Persönlichkeiten der Tanzkunst mit eigenen Handschriften.

Als viertes Arbeitsfeld der Tanzakademie Krippner ist die Durchführung und das Mitwirken an öffentlichen Aufführungen und Performances und bewegten Installationen zu nennen.

Zentral bleibt in allen Bereichen die Entwicklung der individuellen Kreativität, vereint mit körpergerechter Tanztechnik. (Eva Eger)



Abb. 1: Landrätin Tanja Schweiger, Preisträger Josef Fendl, Gisela Kokotek, 2. Bürgermeisterin der Stadt Neutraubling, Eleonore Mayer, ehemalige Bürgermeisterin der Stadt Neutraubling, und Dr. Thomas Feuerer, Kulturreferent des Landkreises Regensburg (v.l.n.r.).

Tanja Schweiger

Josef Fendl: Kulturpreisträger für das Lebenswerk 2017

Laudatio anlässlich der Verleihung des Kulturpreises des Landkreises Regensburg für das Lebenswerk an Josef Fendl am 30. November 2017 im Klosterstadel Pielenhofen

Als die Kulturpreis-Jury Anfang Oktober zu ihrer jährlichen Entscheidungssitzung zusammentraf, sprach sie sich dafür aus, dass dieses Jahr drei Kulturpreise vergeben werden sollten. Neben dem regulären Kulturpreis und dem Jugendkulturpreis schlug sie eine dritte Auszeichnung vor, nämlich einen Kulturpreis des Landkreises Regensburg für das Lebenswerk. Die Jury beschloss einstimmig, dass dieser besondere Preis an Josef Fendl aus Neutraubling gehen solle, und zwar für seine langjährigen herausragenden Leistungen und Verdienste auf kulturellem Gebiet. Ich fand die Idee und die Entscheidung der Jury ausgezeichnet und deshalb freue ich mich, dass ich heute die Laudatio für Herrn Fendl übernehmen darf.

Josef Fendl wurde 1929 in Schönbühl bei Schwarzach im Bayerischen Wald geboren. Als Häuslerssohn stammte er aus einfachen Verhältnissen und wuchs in einer Gegend auf, in der es, wie er erzählt, dreierlei Menschen gab: Arme, Bettelleute und solche, die gar nichts hatten. In seiner Kindheit tat er sich nicht nur als Krauteintreter, Schwammerlsucher und Heidelbeerzupfer hervor, sondern er fiel auch durch her-

vorragende schulische Leistungen auf. Deshalb wurde er nach der Volksschule auf die höhere Schule nach Straubing geschickt. Er machte 1947 das Abitur und ging nach Regensburg, wo er an der dortigen Philosophisch-theologischen Hochschule ein „studium generale“ ablegte und u. a. Theologie studierte. 1952 entschied er sich dazu, Lehrer zu werden, und er absolvierte ein Lehramtsstudium am Institut für Lehrerbildung in Straubing. Anschließend unterrichtete er fast 40 Jahre an verschiedenen Schulen in Regensburg und Neutraubling. Seit 1967 war er an der Realschule Neutraubling tätig, wo er 22 Jahre lang nebenbei die Redaktion der Schulzeitung übernahm und zuletzt Konrektor war. 1991 wurde er pensioniert, als „niederbayerischer Gastarbeiter in der Oberpfalz“, wie er sich selbst nennt, ging er anschließend aber nicht zurück in seine Heimatgegend, sondern er blieb in seiner neuen Heimat wohnen, nämlich in Neutraubling und bei uns im Landkreis.

Herrn Fendl wird heute der Kulturpreis des Landkreises Regensburg für sein Lebenswerk verliehen, und zwar aufgrund seiner langjährigen herausragenden Leistungen in gleich mehreren Bereichen:

Zu würdigen ist zunächst sein großes bürgerschaftliches Engagement. Er war von 1966 bis 2002 Gemeinde- bzw. Stadtrat in Neutraubling und prägte das dortige politische, gesellschaftliche und kulturelle Leben über Jahrzehnte aktiv mit. Nicht zuletzt wegen seiner Verdienste um die Ortsgeschichte, die Verfassung der Ortschronik und für den Entwurf des Stadtwappens

erhielt er 2004 die Ehrenbürgerwürde und damit die höchste kommunale Auszeichnung der Stadt Neutraubling verliehen.

Damit nicht genug: Von 1972 bis 2002 war Herr Fendl auch auf Landkreisebene politisch aktiv und insgesamt 30 Jahre lang Kreisrat des Landkreises Regensburg. Da ihm die Heimatpflege immer besonders am Herzen lag, übte er noch länger, nämlich von 1974 bis 2009, das Amt des Kreisheimatpflegers aus. Sein jahrzehntelanger ehrenamtlicher Einsatz wurde bereits im Jahre 2001 mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande honoriert.

Überregionale Bekanntheit erreichte Herr Fendl aber vor allem durch sein literarisches Schaffen, für welches er im Laufe der Jahre zahlreiche Auszeichnungen erhielt (u. a. 1994 Münchner Turmschreiber, 2002

Bayerischer Poetentaler, 2002 Kulturpreis des Bayerischen Wald-Vereins, 2003 Waldschmidt-Preis, 2006 Nordgaupreis des Oberpfälzer Kulturbundes).

Alles begann mit seinem ersten eigenen Buch, das er mit 16 Jahren bekam. Es war eine alte Schwarte, ein Chemie-Lehrbuch, das ein Mitschüler eigentlich in den Papierkorb werfen wollte und stattdessen ihm schenkte. Dieses Buch weckte die Lust auf „mehr“, auf mehr Lesen und auch auf das Selbstschreiben. Fendl begann mit dem Verfassen eigener Texte und schon mit 20 Jahren verdiente er Geld mit Beiträgen für verschiedene Jugendzeitschriften oder auch das Regensburger Bistumsblatt. Um seine Gedanken besser und schneller zu Papier bringen zu können, lernte er damals auch Stenografie, und die 3,50 Mark, die sein erstes Stenografie-Lehrbuch kostete, war das am besten angelegte Geld in seinem ganzen Leben, wie er sagte.

Josef Fendl war als „niederbayerischer Gastarbeiter in der Oberpfalz“ fast 40 Jahre lang Lehrer in Regensburg und Neutraubling, 30 Jahre lang Kreisrat und 34 Jahre lang Kreisheimatpfleger. Der „literarische Besenbinder“ hat inzwischen über sechzig Bücher – darunter zahlreiche Ortschroniken – herausgegeben und ist im Katalog der Deutschen Nationalbibliothek mit schier unglaublichen 139 Einträgen verzeichnet. Die besondere Liebe des „weiß-blauen Wanderpredigers“ gehört der bairischen Sprache und der Heimatgeschichte, für die er mit großem pädagogischem Geschick ganze Generationen begeistern konnte. Landauf, landab ist er als temperamentvoller Rezitator seiner Schwänke, Sprüche, und Wirtshausaphorismen bekannt. (Auszug aus der Begründung der Jury)

Im Laufe der Jahre und Jahrzehnte schrieb Josef Fendl mehrere tausend Texte für Zeitungen und Zeitschriften, unter seinem Namen und auch unter Pseudonymen wie Peter Muhr, Martin Staudacher oder Josef Schwarz. Er war Verfasser und Herausgeber von rund 100 Druckwerken, darunter 10 Ortschroniken, er hielt hunderte von Lesungen und Vorträgen, redigierte elf Jahre lang den Straubinger Kalender und schrieb Beiträge in 150 Anthologien, Kalendern und Lese- und Sachbüchern. Es gibt auch CDs von ihm, auf denen er Sagen aus dem Bayerischen Wald, Geschichten und Erinnerungen erzählt sowie Schwänke und Sprüche zum Besten gibt. Die CDs und Bücher tragen klangvolle Namen wie „Der Teufel im Backofen“, „Zenzi, no a Maß“ oder „Heitere Hirnschnalzer“. Darüber hinaus sprach er an die 20 Sendungen für den Bayerischen Rundfunk ein und veröffentlicht

seit 26 Jahren das wöchentliche Sprachquiz „Woafst as?“ in der Donau-Post.

Die besondere Liebe des „weiß-blauen Wanderpredigers“ gehört stets der bairischen Sprache und der Heimatgeschichte. Dafür konnte er mit großem pädagogischem Geschick ganze Generationen begeistern. So ist er heute landauf, landab vor allem als Mundartdichter und temperamentvoller Rezitator seiner Schwänke, Sprüche und Wirtshausaphorismen bekannt. Seine Sprüche charakterisieren und karikieren Menschen, Berufe und Situationen. Typisch ist zum Beispiel jener, in dem er die Oberpfälzer Mentalität aufs Korn nimmt: *„Kann der aa redn?“, haben d Leut gfragt, wie s an Oberpfälzer mit am Papagei troffa haben. „I woß niat...!“ , hat der Papagei gsagt.*

Der „literarische Besenbinder“, wie Herr Fendl immer wieder genannt wird, ist ein Unikum, wie es sie nur noch selten gibt. Er ist bodenständig-bayerisch und doch nie hinterwäldlerisch, er ist scharfzüngig, aber trotzdem gutmütig. Ich freue mich deshalb, dass ich Herrn Josef Fendl den Kulturpreis des Landkreises Regensburg 2017 für sein Lebenswerk überreichen darf und gratuliere ihm im Namen des Landkreises und persönlich ganz herzlich dazu.



Abb. 2: Josef Fendl wurde für sein großes bürgerschaftliches Engagement, seine politischen Aktivitäten und sein literarisches Schaffen ausgezeichnet.



Abb. 1: Josef Fendl, Porträt von Hermann Eller

Josef Fendl

Best of

Ein Querschnitt durch die schriftstellerische Arbeit des „Papagenos in niederbayerischen Bauernstiefeln“

Der langjährige (1974 – 2009) Kreisheimatpfleger Josef Fendl hat 2017 den Kulturpreis des Landkreises Regensburg für das Lebenswerk erhalten. Im Folgenden stellt der Autor, der 2019 seinen 90. Geburtstag feiern kann, über zwanzig Textsorten aus seiner Feder mit jeweils typischen Beispielen vor.

Nach Herrmann Hesse ist die Erinnerung „die Kunst, einmal Genossenes nicht nur festzuhalten, sondern es immer reiner auszuformen“ und Jean Paul sieht in ihr „ein Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können“. Ich habe für meine vier Enkelkinder an die zweihundert von ihnen aufgeschrieben.

Zweimal mit scharfem ß

Es war in einer der öden Lateinstunden, ein Jahr nach dem Krieg. Mein Nachbar war schon der Vierte, der einmal „hinaus mußte“. Als er wieder zurückkam, flüsterte er mir mit angeberischem Gehabe zu: „*Tu in loco habitas!*“

Der Professor war gerade damit beschäftigt, uns ungebildeten Proleten zu erklären, dass die Negation des Imperativs „*noli me tangere*“ eigentlich „*ne me*

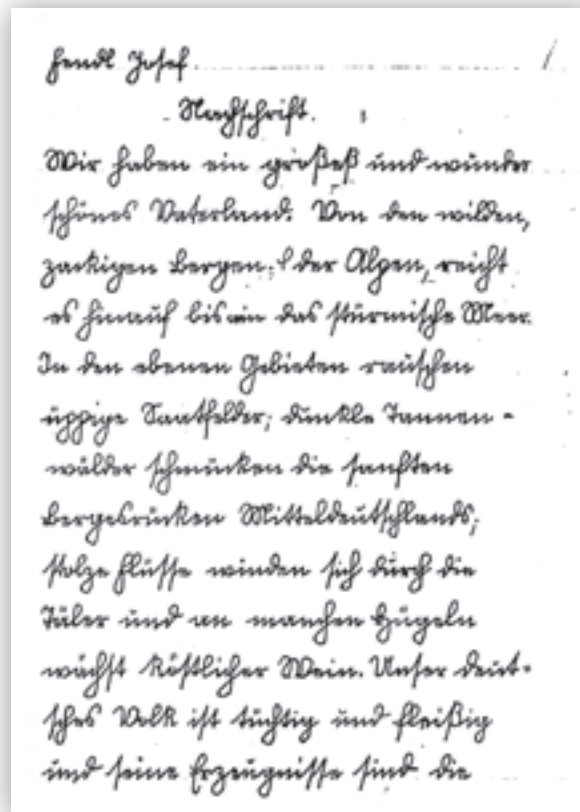


Abb. 2:
„Zweimal mit
scharfem ß“, Auf-
nahme-Diktat von
Josef Fendl, 1940

tetigeris“ heißen müsse. Ich verstand nichts. „*Mensch stell dich nicht so an! Du liegst auf dem Lokus!*“ Ich verstand noch immer nichts, weder, was der Lehrer und erst recht nicht, was der Mitschüler meinte, das

eine nicht wegen seiner komplexen grammatikalischen Genese, das andere nicht wegen seiner kryptischen Verortung.

„Blödmann, deine Prüfungsaufgabe liegt draußen, Kabine drei ...!“ Jetzt musste auch ich einmal. Tatsächlich! Beim Durchblättern des dort abgelegten Packens Papier fand ich meine Aufnahmeprüfung aus dem Fach Deutsch, die ich sechs Jahre vorher (im März 1940) als verängstigtes Bürschchen aus einer Volksschule im Bayerischen Wald an diesem „Gymnasium im Abbau“ geschrieben hatte. In Sütterlinschrift, wie sie damals an der „Oberschule im Aufbau“ noch üblich war: „Wir haben ein großeß und wunderschönes Vaterland ...“

Spätestens jetzt sollte ich dem verunsicherten Leser erklären, dass Papier in den Jahren nach dem Krieg –

wie viele andere Gebrauchsgüter – zu den kostbaren Mangelwaren gehörte. Man ersah es nicht zuletzt daran, dass das Blatt mit seiner nahezu leeren Rückseite später einem Lehrer der Schule als Konzeptpapier für ein Extemporale gedient hatte. Und nun sollte es seine dritte Bestimmung erfahren. denn Klopapier war logischerweise ebenfalls Mangelware.

Wie hatten seinerzeit schon die alten Römer gesagt? „Non olet?“ Nein! „Sic transit gloria mundi!“ (So vergeht der Glanz der Welt.) Nicht ganz! Denn ich bin heute noch froh über dieses über die Jahre gerettete Blatt und seine Geschichte. Auch wenn ich „großeß“ falsch geschrieben habe: zweimal mit scharfem ß.

Aber Deutschland war ja jetzt auch nicht mehr so groß wie damals ...

Wenn an den langen Winterabenden unser Vater in der Küche Besen band, Körbe zäunte und Holzschuhe fertigte, leisteten ihm oft die Nachbarn Gesellschaft. Nicht selten wurden dabei alte Sagen zum Leben erweckt, die damals noch zum allgemeinen Erzählgut gehörten.

Vier Säui für n Teifi

Da is amoj z Welchaber(g) a Bauer gwen, der hat net so vuj Felder ghabt wej andere, der hat si mehr für d Viehzucht interessiert, vor allem für d Sau – hat aber koa rechts Glück ghabt im Stoj. Seine Sugerl haben allerweil an Routlaaf (Schweinekrankheit) kregjt, praktisch zu jeder Jahreszeit.

Wej er si wieder amoj net zum Helfa gwisst hat vor lauter Unglück, hat er gscholtn und gfluacht und hat gmoant, dass dös mit m Teifi zsmmhänga mejssert.

Der is tatsächlich amoj kemma und hatn gfragt, was er eahm gaab, wenn dös mit m Routlaaf an End nahm. Da hat der Bauer gsagt, dass er eahm drei, vier Sau gaab, wenn er dös zsmmbracht.

Guat, der Teifi is einverstandn gwen, hat aber verlangt, dass eahm der Bauer dö Sau mit der Kirm ins Lauterbacher Hojz umitragt, wo er seinerzeit sein

Unterschlupf ghabt hat. Der Bauer hat s eahm zua-
gsagt.

Tatsächlich hat in der nächsten Zeit koane von seine
Sau an Routlaaf krejgt. Im Auswärts net, im Sommer
und im Hirgst net und im Winter scho zwoamal net.

Mit der Zeit hat aber an Bauer dös Geschäft greut
und er hat an Wirt gfragt, wej er dös macha kannt,
dass er aus derer Handschaft wieder ausserkaam.
Und der hat eahm nachhher an guatn Rat gebn.

Af Liachtmessn is der Bauer mit seiner Kirm ins Lau-
terbacher Hojz gangen und hat s am Teifi vor d Nasn
gestellt: „*Da hast jetz deine Sau ...!*“

Wej der Hörndlmeier oneschaut in d Kirm, san
aber bloß vier Kartnbrejfn dringlegn: d Herz-As,
d Schellnsau, d Oachsau und dö Grea ... Da hat da
Teifi aus lauter Wuat dö Kirm zerfetzt, dass d Span
überall umanandergflogn san und hat si in seim Hojz
drin verkrocha. Gseghn hat man so schnell nimmer!

Neben den Sagen gehörten **Kalendergeschichten** zu
den ersten literarischen Texten, mit denen ich in Be-
rührung kam. Vor allem gefielen mir jene, die eine
heitere Pointe aufwiesen. Der Bayer ist nämlich nicht
nur ein *homo narrans* (ein Erzähler), sondern auch ein
homo ridens (ein Lachender).

D Urschl haut den Lukas

„*A oacherer Türstock*“, sagt ma, „*a stojnerner Was-
sergrand und a Wei aus m Wojd außer – dö san alle
drei net zum Umbringa!*“

Dös stimmt! Und d Urschl is a so a Weiberleut.

Af m Straubinger Volksfest schaut s zua, wie dö
Burschn an „*Lukas*“ haun. Aber dö junga Mannerleut
habn ja heutzutags koa Kraft nimmer. Bei dö meistn
verhungert der lausige Krüppel, bevor er ganz obn is.

Da geht d Urschl hin, speibt a paarmal in d Händ
und jagt den Eisenschlittn affi, dass er s net bloß klingln
lasst, sondern aus der Halterung springt, zerscht wia a
Raketn a Stückl affiflujgt, aber nachher in oam Kara-
cho owasaust und af m Dultplatz aufschlagt, dass der
Dreck grad a so spritzt.

Dö Leut hat s d Sprach verschlagn. „*Ja mi leckst
am Arsch*“, sagt oaner von dö Burschn, „*hat dös Lua-
der an Irxnschmojz ...!*“

Der Urschl freili hat der Schlag net bloß s Bluat in
Kopf triebn, sondern aa dö ganze Sommerschlussver-
kaufsblusn zsprengt, dass ma ihre strammen Lungen-
flügel no a ganze Zeit af- und niederhupfa sieght.

Aber dös is no net ojs. Aa ihrer Rock hat si af- und
davongmacht und is ihr bis af d Schuah owigrutscht,
und jetz steht dös kuraschierte Bauernmensch da wia
diesell Judith aus m Ojdn Testament vorm geköpftn
Holofernes.

D Leut reißen grad no Augn und Mäui af; oaner
plärrt sogar vo hint vüra: „*Zugabe... Zugabe...!*“
Da schreit d Urschl in den Haufa ei: „*Gehs weiter,
schaugts ned so dumm. A Vogl wird no lang net na-
ckert, wenn er a paar Federn verliert ...!*“

Psychologen erklären uns, wie pädagogisch sinnvoll es ist, Kindern Geschichten zu erzählen. Für einen Wettbewerb von **Gute-Nacht-Erzählungen** habe ich mir einige Weihnachtsgeschichten ausgedacht, von denen die vorliegende inzwischen schon mehrfach nachgedruckt wurde. Sie ist allerdings nicht nur für Kinder geschrieben!

Vom Elefanten, der ein Schaf wurde

Ein alter Krippenschnitzer, weit drinnen im Bayerischen Wald, sitzt an einem der langen Herbstabende in seiner Stube, in der er sich eine kleine Werkstatt eingerichtet hat, und schnitzt Krippenfiguren für seine Enkelkinder.

Gerade hat er ein Stück Lindenholz in die Hand genommen. Er will einen Elefanten daraus schneiden. Als das Tier allmählich Gestalt annimmt, ist es gleich mächtig stolz auf seine Größe und sagt sich: *„Super! Ich werde einmal in der Karawane der Heiligen Drei Könige mitziehen und die wertvollsten Schätze des Orients transportieren: wunderbare Teppiche und kostbare Seidenstoffe, teure Gewürze und erlesenen Weihrauch ...“*

In diesem Augenblick aber gleitet das Tier dem Schnitzer aus der Hand und fällt zu Boden. Und als es der alte Mann suchen will, tritt er versehentlich darauf und bricht dem Elefanten Rüssel und Stoßzähne ab. Und ein Elefant ohne Rüssel und ohne Stoßzähne ist kein Elefant. Das wird jeder einsehen.

Der alte Holzschnitzer betrachtet das verunglückte Tier und sagt: *„Macht nichts, ich kann auch einen Ochsen gebrauchen. Der zieht zwar nicht mit den Heiligen Drei Königen, aber für eine richtige Krippe ist er gleich noch notwendiger als ein Elefant!“*

Als dann dieser Ochse allmählich auch einem Ochsen gleichsieht, überlegt er: *„Wenn einer dem göttli-*

chen Kind zu nahe kommen sollte, dann werde ich ihm mit meinen Klauen auf die Füße treten, und bei meinem Gewicht tut das ganz schön weh! Außerdem kann ich mit meiner Körperwärme für die richtige Temperatur im Stall sorgen ...“

Und während der Opa diese Gedanken weiter spinnt, rutscht ihm das Schnitzmesser aus und reißt ein ganzes Stück von der bulligen Gestalt des Ochsen weg. Aber unser Schnitzer ist darüber nicht sonderlich unglücklich: *„Neben dem Ochsen steht ja immer auch ein Esel“,* sagt er sich, *„und Esel sind von Natur aus ohnedies viel kleiner ...“*

Die Kreatur ist zufrieden und denkt bei sich: *„Wenn die Hirten kommen und das Kind anbeten, dann schrei ich einfach mit: I aa, i aa ...!, und alle Leute schauen auf mich – mehr als auf das blöde Rindvieh neben mir!“*

Aber der Schnitzer ist an diesem Abend schon recht müde und gar nicht mehr aufmerksam. Bei einer ungelassenen Bewegung gehen die langen Ohren des Esels zu Bruch, und schließlich bricht auch noch der Schwanz ab. Aber einen Schwanz braucht ein Esel. Wie soll er sich sonst der vielen Fliegen und Mücken erwehren, die in einem Stall herumschwirren!

„Halb so schlimm“, sagt der Opa, *„ich brauch ja für die Krippe auch noch eine ganze Menge Schafe ...“* Und so schnitzt er aus dem verunstalteten Esel, der einmal ein Ochse und noch früher ein Elefant hätte werden sollen, ein Schaf, ein ganz gewöhnliches Schaf.

„Ich bin zwar nur ein kleines dummes Schaf“, sagt es sich, *„aber ich darf mich dafür ganz nahe an die Krippe stellen und mich im Kreis der Hirten geborgen fühlen. Als Elefant müsste ich auf jeden Fall draußen in der Karawanserei stehen bleiben, vielleicht mit einer Kette an eine Palme gebunden ..., als Ochse und auch als Esel stünde ich nur in einer dunklen Ecke des*

Stalls, aber als Schaf darf ich ganz vorne mit dabei sein, wenn die Hirten von den Feldern hereinkommen, und vielleicht lächelt das Christkind gerade mir zu und freut sich mehr über meine Anwesenheit als über die der reichen Könige aus Madian und Epha oder sonst woher ...“

Und das kleine Schaf ist zufrieden. Und als es zu seinem Schnitzer aufschaut, sieht es, dass er eingenickt ist. Aber um seinen Mund spielt ein leises Lächeln, als könnte er die Gedanken des kleinen Schafes verstehen.

Glossen (von griech. glossa = Sprache) sind Texte, die vor allem von Erwachsenen bedacht werden sollten, weil sie Sachverhalte ansprechen und karikierten versuchen, über die man zumindest nachdenken sollte.

Topographie

Nach den Sommerferien komme ich mit einer Kollegin über Ferienerlebnisse zu sprechen. So nebenbei erwähne ich, dass meine zwölfjährige Enkeltochter dieses Jahr mit ihren Eltern von München nach Venedig gegangen ist.

„– sind wir auch schon einmal gefahren!“ sagt meine Kollegin.

„Aber die sind gegangen, nicht gefahren!“

„Also, per Anhalter! Mag ja auch ganz interessant sein ... Sie, da haben wir neulich an der Auffahrt zur A3 einige stehen sehen. Ziemlich schräge Typen. Also, ich würde die nicht mitnehmen. Ich nicht. Ganz abgesehen davon: ich würde aber auch nicht trampen. Also, per Anhalter, sagten Sie? Haben die denn kein Auto? Doch nicht am Ende Alkoholprobleme? Unser Nachbarin soll ja auch seit ein paar Wochen ihren Lappen los sein. Wegen der Promille. Na ja, bei dem Mann hätte ich auch meine Probleme und wahrscheinlich auch meine Promille ...!“

„Die drei marschierten ja nicht auf der Straße!“

„Ach nee, wo dann?“

„Auf Wegen und Steigen, über Joche, Scharten und Pässe ... Dreiunddreißig insgesamt.“

„Apropos Pass! Als ich neulich meinen Ausweis hervorholte, sah ich mir das Foto an. Fürchterlich! Zum Davonlaufen! So kannst du nicht mehr ins Ausland fahren, hab ich zu mir gesagt. So nicht! Da muss ein neues Bild hinein. Aber das kann man nicht einfach auswechseln, hat man mir erklärt. Dann hab ich eben einen neuen Pass beantragt, denn mit dem alten fahr ich nicht mehr nach Italien. Nee ...! Ich nicht. So viel Selbstachtung muss sein! Drei Pässe haben Sie gesagt? Meines Wissens ist doch nur der Brenner dazwischen. Aber das kann ja auch schon ein ganz schöner Schlauch sein!“

„Die sind ja übers Karwendel gegangen, die Zillertaler und durch die Dolomiten ...“

„Na gut, dann sind es eben drei ... Sie hatten sich nämlich vorhin versprochen. Dreiunddreißig, das wär ja verrückt. So viel gibt es ja gar nicht! Was sagten Sie? Vier Wochen waren die unterwegs? Für die drei Berge? Nun ja, ‚dolce far niente!‘, hat schon mein erster Mann immer gesagt. Nur nichts übertreiben! Immer mit der Ruhe! Gott sei Dank gibt es heute überall schicke Wellness-Hotels, sogar im Ausland! Und wie alt, sagten Sie, ist das Fräulein Tochter? Zwölf? Und da hat die noch keinen Freund? Also, wenn ich so

eine Tochter hätt, dann würd ich mit ihr auch gehen, aber auf Shopping-Tour. München, Maximilianstraße oder so. Wenn nur diese lästigen Rückenschmerzen nicht wären! Die Ärzte meinen, die kämen von zu wenig Bewegung. Die reden sich leicht. Ich kann doch nicht meine teuren Sportwagen in den Garagen

verrosten lassen ... Also, um es kurz zu machen: Ich würde meine Tochter entsprechend herstylen lassen, denn damit kann man nicht früh genug anfangen. Die jungen Männer haben ja heute schon mit fünfzehn Geschmack. Vor allem, wenn sie die entsprechenden Eltern haben ...“

Satiren dagegen sind mehr als eine sprachliche Frotzelei. Sie scheinen ein geeignetes Mittel zu sein, Missstände an den Pranger zu stellen. Schon die alten Römer wussten das, wenn sie feststellten: *Difficile est, satiram non scribere*: Es fällt oft schwer, keine Satire zu schreiben.

Eine beschwipste Poeterey

Sebastian M. Hasenöhl ist ein leidenschaftlicher Heimatdichter wie er im Buche steht. In wochenlanger mühevoller und entsagungsreicher Arbeit hatte er nach einer längeren schöpferischen Pause wieder einmal ein Gedicht zuwege gebracht und auch gleich – vorsichtshalber mit Rückporto! – an die Feuilletonredaktion seiner Heimatzeitung geschickt. Es war bereits sein neunzehntes Matzlinger Heimatlied:

*Aufs schönste Platzerl in der Welt
hat der Herrgott unser Matzling hingestellt.
Kreuz und quer stehen die Höfe do
mit schönen Blumenkästen dro ...*

Bange Tage der Erwartung hatte nun unser Poet zu durchstehen, bis der Briefträger endlich ein Kuvert von der Redaktion brachte. Leider lag das Matzlinger Heimatlied noch immer in jungfräulicher Unschuld drinnen, wie auch schon die früheren literarischen Fatschenkinder Sebastian M. Hasenöhrls. Aber heute tat ihm das Unverständnis der Redaktion besonders leid, denn er hatte diesmal wirklich zu Herzen gehende Worte gefunden und in jeder Hinsicht sein Bestes gegeben:

*Das Kirchlein der Liebe
ragt weit über den Ort hinaus;
in der Schule gabs Hiebe,
das war für die anderen ein wahrer Ohrenschmaus.*

Da auch seinem ihm vor Jahren angetrauten Eheweib der höhere Sinn für solche literarischen Ergüsse fast gänzlich zu fehlen schien, blieb unserem Poeten nur ein Trost: das Wirtshaus seines geliebten und so gern und mit so großer Hingabe besungenen Heimatortes, wo er seinen angestauten Frust mit Hopfenblütentee hinunterspülen und wenigstens den Matzlinger Bierdimpfen seine künstlerischen Erleuchtungen und Empfindungen vortragen konnte:

*Merk auf wie s Bacherl rinnt,
kannst leicht mitgehen, aber geschwind!
Genau in der Biegung steht
a Bruckn, die drüber geht ...*

Als aber heute seine Zuhörer bereits nach der vierten Wiederholung aufstanden und laut räsonierend die Gaststube verließen und selbst der mäßig begabte Wirt das neue Matzlinger Heimatlied schon auswendig mitsprechen konnte, sagte auch der verkannte Literat seinem dörflichen Parnass Ade:

*Die Kältn tut noch zum Fenster reinschaun,
die Zugvögel kommen von Süden herauf,
man möcht es nicht glauben,
sie sind alle munter und wohlauf ...*

Auf der Fahrt nach Hause wurde Sebastian M. Hasenöhrl zu allem Überfluss noch von zwei Verkehrspolizisten angehalten, denen er ebenfalls sein Heimatlied vorzutragen versuchte.

Umso leichter sind Gspassetl zu Papier zu bringen. Eine bayerische Lebensweisheit sagt: „*Wer andere zum Lachen bringt, erlöst eine Arme Seele aus dem Fegfeuer.*“ Man weiß heute sowohl von der medizinischen Forschung wie auch von der Psychologie, wie wichtig eine heitere Gemüthsstimmung für die körperliche und geistige Befindlichkeit jedes Einzelnen ist.

Aber die Beamten waren anscheinend noch größere Banausen als die Redakteure der Heimatzeitung, denn die Ordnungshüter zeigten nicht das geringste Verständnis für die hehre Dichtkunst; stattdessen fragten sie den Wastl ganz prosaisch, ob er nicht vielleicht einen zu viel über den Durst getrunken habe.

Aber da kamen sie bei unserem Literaturfreund gerade an den richtigen. „*Erich Kästner*“, belehrte er sie, „*hat getrunken, Hans Fallada hat getrunken, Jaroslav Hacek, Fjedor Dostojewski und Ernest Hemingway, – alle Großen der Weltliteratur haben getrunken ... Alle ...!*“

Daraufhin ging einer der Ordnungshüter zum Wagen und forderte über Funk Verstärkung an: „*Chef, da muss eine ganze Reihe betrunkenere Autofahrer unterwegs sein. Zum Beispiel ein gewisser Erich Fallada und ein Hans Kästner ... Dem Namen nach scheinen auch einige Aussiedler darunter zu sein, sogar ein Amerikaner ... Heimweh heißt er, oder so ähnlich.*“

Der Hirnschnalzer

Is amol a Waldler z Straubing af der Dult gwen und wollt nachher mit m Zug hoamfahrn. Fragt n der Bahnbeamte: „*Bist a Waldler, gell?*“

„*Ja!*“

„*Stimmt jetz dös, dass bei euch s Hirn an lautn Schnalzer tuat, wenn s ös mit vierzge endlich amol gscheid werds?*“

„*Ja*“, sagt der Waldler, „*genau a so is's!*“

„*Aber was taats n nachher*“, wollt der Straubinger no wissn, „*wenn der Schnalzer amol ausbleibt ...?*“

„*Nachher lass ma uns bei der Bahn eistelln!*“, hat der Waldler gsagt.

Geistreiche Sprüchmacher und Unterhalter waren von den Kreuzzügen bis ins 17./18. Jahrhundert in ganz Europa fest besoldete Beamte. Zu ihrem Repertoire zählten vor allem sogenannte Apophthegmata oder **Sagworte**, wie sie schon seit der Antike bekannt waren. Von rund 8.000 aus meiner Sammlung wird hier nur ein winziger Bruchteil vorgestellt:

Ein halbes Dutzend Sprüche

„– und dös san jetz grad dö Stern vom Landkreis Rengsburg!“ hat dersell Vater af d Nacht seim Buam erklärt.

„Hast ebba du da drin aa Weiber?“, hat diesell Gäubauern-tochter gfragt, wia ihr Freund von der schönen Fauna und Flora im Bayerischen Wald gschwärmt hat.

„– dö müassn uns kenna!“, hat dersell Burschnvereinsvorstand gsagt, wia s af Paris gefahrn san und am Bahnhof allerweil oaner gschrien hat: „Bagasch, Bagasch ...!“

„Man möchts net glaubn, wiauvuj arme Leut dass heutzutags no gibt!“, hat diesell Bäuerin gsagt, wia s zum erstn Mal an am FKK-Gelände vorbeikemma is.

„– dös hab i meim Freund glieba“, hat dersell Bua gsagt, wia d Mama s Zeugnis seghn wollt, „– der möcht sein Papa schrecka damit ...!“

„San ebba Sie heut per Anhalter kommen?“, hat dersell Chef zu der Sekretärin gsagt, „– weil S' so mitgenommen ausschaughn ...?“

Als ich 1988 für mein eben erst erschienenenes Taschenbuch „Weiß-Blaues schwarz auf weiß“ eine kleine Werbeschrift zusammenstellte, kam ich auf die Idee, **Testfragen zu bairischen Dialekt-Spezialitäten** anzubieten, die alle im Buch erklärt würden. Aus diesem werbewirksamen Einfall entwickelte sich die Kolumne „Woäßt as?“ in der Donau-Post und im Straubinger Tagblatt. Von 1.330 inzwischen auch in Buchform erschienenen Fragen und Antworten werden hier drei Beispiele abgedruckt:

Drei Bairische Quizfragen

1. a viereckerte Seel haben

- ein verschrobener Mensch sein
- keinerlei Gefühle zeigen
- lange nicht sterben können

2. 's Zamgscharrerts

- mainfränkische Eisweinsorte
- der letzte Sprössling einer kinderreichen Familie
- aufgeschmalzene Überreste aus bayerischen Wirtshausküchen

3. Tüpferscheißer

- Eintagsfliegen
- Besserwisser, kleinliche Zeitgenossen
- Ziegen und Schafe

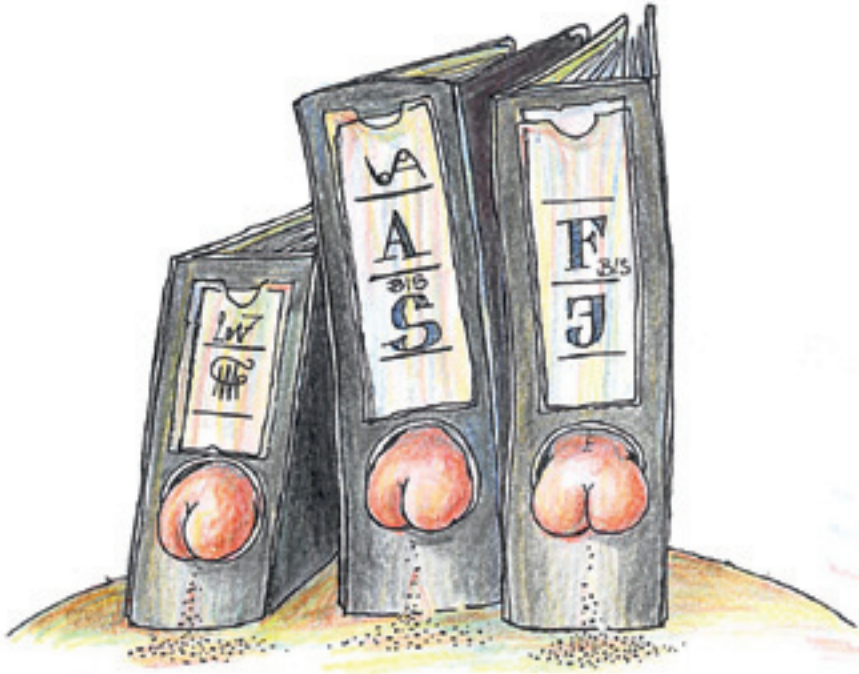


Abb. 3: „Tüpfel-
scheißer“, Zeichnung
von Friedrich Maier

1. Der Volksglaube stellt sich die Seele in runder Gestalt vor: sie kann beim Sterben leicht aus dem Körper entweichen. Wer sich dabei schwer tut, der muss „a viereckerte Seel“ haben: die verhängt sich, spreizt sich ein und zögert das Sterben hinaus. So jemand hat wahrscheinlich auch ein eisernes Herz und eine blecherne Lung.
2. „s Zsammgscharrerts“ nannte man in Bayern den letzten Sprössling einer stattlichen Kinderschar. Vor dem „Pillenknick“ gab es ja gerade auf dem Lande nicht selten Familien mit acht und mehr Kindern. Drum hat einmal ein Mädchen auf den „Liebesbrief“ eines Buben geschrieben: „Lieber Xaverl, ich kann dich nicht nehmen, mir sind eh schon zwölf Kinder daheim!“
3. Unter „Tüpfelscheißern“ versteht man im Bairischen Pedanten, kleinliche Zeitgenossen, die alles besser wissen und sich 150-prozentig an die Vorschriften halten. Das Grundwort stammt vom griech. schizein = trennen, absondern (vgl. Schisma, Schizophrenie).

Als Schreibender stieß ich erst relativ spät zur Lyrik. Denn „*der Pegasus ist das Schwerste, was man reiten kann*“, soll einst Professor Galletti gesagt haben. Ab 1971 machte ich die ersten zaghaften Versuche, **lyrische Texte** zu verfassen, teils in der gerade wieder zu Ansehen gekommenen Mundart, teils in der sogenannten Hochsprache: also „*Herbstblätter*“ gewissermaßen. Die Bandbreite reicht von Naturstimmungen ...

„*Die Sprache ist noch ein Kind, man muss mit ihr spielen!*“, sagte einmal ein angesehener Sprachwissenschaftler. Und tatsächlich eignet sich sowohl das Hochdeutsche als auch der bairische Dialekt recht gut für solche **Sprachspielereien**:

Die Folge

„*Lass doch dös dumme -chen wegl!*“, hat die junge Lehrerin gesagt, wie s Deandl Viecher afzählt hat: „*Bienchen, Lämmchen, Schweinchen ...*“
Drauf hat s Deandl weitergemacht: „*Eichhörn, Kanin, Frett ...*“

Herbst im Jura

*Ein ewigjunger Altweibersommer
segelt gelassen über die Hügel
der rostrot leuchtenden Gräser.
Unten der müde schwarze Fluß*

*und darüber die endlose Ebene ...
Die grauweißen Grate und Klippen
warten, Schiffsbug an Schiffsbug,
seit Jahrmillionen am Hang.*

*Die milde Sonne des Herbstes
verklärt den südlichen Hafen.*

*Wie konnte mich nur frösteln
an dieser bevorzugten Küste?*

bis hin zu heiteren Texten, wie dem ...

Von der Schwierigkeit, Lyrik an den Mann zu bringen

„*Mein Freund,“ hat dersell Dichter
zum altn Holzhauer gesagt,
„sahen Sie gestern Abend nicht,*

*wie hinter dieser Höhen Rücken
der Himmel sich wie Purpur färbte
und später dann vor Schreck erbleichte ...?*

*Sahen Sie nicht die grauen Wolken
wilden Schwänen gleich
dahintreiben in des Abends Fluß ...?“*

„*Na“*, hat der Holzknecht gesagt
*und hat an Kopf geschüttelt,
„so bsuffa bin i scho lang nimmer gwen!“*

Einige meiner lyrischen Aussagen wurden auch von einem meiner ehemaligen Schüler (Ali Stadler, Wiesent) vertont:

Der letzte Liebhaber

*Mei, war dös schö,
wia i no jung gwen bin!
Dö stärkstn Burschn
habn si um mi grissn*

*und mi zum Tanzn gholt.
Und in der Nacht wolltn
allerweil glei mehrer
ans Kammerfenster kemma.*

*Heut wart i bloß no
af oan, der mi abholt.
Schö is er grad net,
aber a Verlaß is af eahm ...!*



Abb. 4: Holzschnitt von Ferdinand Kieslinger

Anlässlich der Bayerischen Landesausstellung „*Bauern in Bayern*“ in Straubing brachte mich 1992 ein längerer Beitrag des Journalisten Hermann Unterstöger auf die Idee, in fünfzig kurzen Kapiteln die Geschichte des kleinen Mannes am Beispiel meiner Heimatgemeinde Schwarzach in Form **fiktiver Tagebucheinträge** vorzustellen:

Der Perlräuber

9. November 1665

Hat heut Nacht der Hund recht angeschlagen, wussten aber nicht, warum. Ist dann in aller Hergottsfrüh ein Herumvagierender aus dem Feldstadel gekommen und wollt der Bäuerin einen Sack böhmischer Federn verkaufen. Als sie ihm keine abgenommen, sagt der Bursche, er hätte mir etwas im geheimen mitzuteilen. Lasst mich dann in der Fletz vier weiße Kügelchen sehen und wollt mir ein jedes von ihnen für drei Gulden abgeben. Hab ihn aber gleich weitergeschickt und ihm gesagt, er soll sich besser vor der möglichen Zerreißung seiner Glieder in acht nehmen, weil nämlich jetzt die kurfürstlichen Mandate sehr streng ausgelegt und allerorten grausige Exempel statuiert werden. 30 Gulden zahlt einem der Amtmann aus, wenn man mithilft, dass einer sträflich vergriffen wird, der nächstens Perlen aushebt. Ist eine Menge Geld, wenn man bedenkt, dass ein Knecht am Tag nur einen Viertelgulden verdient.

Einen großen Teil meiner schriftstellerischen Arbeit nehmen **Sachtexte** ein, von denen hier ein Beispiel vorgestellt wird:

Die Ritter sind noch unter uns

Es ist eine bekannte Erscheinung, dass sich sprachliche Bezeichnungen und Redewendungen oft wesentlich länger halten als die Sache selbst. So braucht es uns nicht zu wundern, dass die hohe Zeit des Rittertums mit ihren farbigen Festen und Turnieren, aber auch erbitterten Kämpfen, in unserer Sprache noch mit über fünfzig Ausdrücken und Sprachbildern präsent ist, auch ohne die jetzt wieder in Mode gekommenen Freilichtaufführungen von historischen Stücken und Ritterstücken:

Wir werfen einem Widersacher den Fehdehandschuh hin, weisen ihn in die Schranken, treten unter Umständen in bunter Reihe auf, führen etwas im Schilde und stecken mit anderen unter einer Decke. Wir bringen unser Gegenüber in Harnisch, sind aber auch selber gewappnet und gut gerüstet (oder zumindest noch rüstig), sind beschlagen und sitzen fest im Sattel, könnten aber notfalls auch noch umsatteln. Wir schwingen uns zwar nicht aufs hohe Ross, zäumen auch das Pferd nicht beim Schwanz auf, nehmen es aber jederzeit mit unseren Gegnern auf, auch wenn sie sich noch so sehr brüsten, und verfechten bei diesem Strauß unsere Sache, so gut es geht. Wir legen uns mächtig ins Zeug (Geschirr), spornen uns selber an, ziehen schlagfertig – vielleicht sogar aus dem Stegreif her aus – vom Leder, bekennen Farbe und kämpfen mit offenem Visier, geben uns aber trotzdem keine Blöße. Wir legen für unsere Freunde eine Lanze ein (oder brechen eine Lanze für sie), halten ihnen die Stange, springen hurtig (mhd. hurt = stoßendes Los-

rennen, vgl. engl. to hurt) für sie in die Bresche, geben selber den Zügel nicht aus der Hand, legen aber anderen die Kandare an, Wir versuchen, in allen Sätteln gerecht zu sein und sehen zu, dass unsere Argumente hieb- und stichfest sind. Wenn wir auch gelegentlich die Zügel schießen lassen, müssen wir uns doch nicht zügellos gebärden, selbst wenn uns andere in den Rücken fallen wollen.

Wir sehen vielleicht angegriffen aus, können aber jederzeit den Spieß umdrehen, die Scharte auswetzen und das Heft in der Hand behalten. Wir fahren unseren Gegnern in die Parade, ohne sie gleich über den zu Haufen rennen. Solange sie ihre Zunge im Zaum halten, werden wir sie auch nicht auflaufen lassen. Wenn wir schlagkräftig genug sind, werden wir sicher die Oberhand behalten (oder wieder gewinnen), ohne die anderen übers Ohr zu hauen. Wir wollen sie nicht ausstechen und sie nicht aus der Bahn werfen oder etwa gar abhalftern, solange sie nicht versuchen, über die Stränge zu schlagen.

So lange jemand an seinem Platz bleibt, werden wir ihn nicht in den Sand setzen. Es sei denn, er räumt von sich aus spornstreichs das Feld und macht sich entrüstet aus dem Staub.

Man soll niemanden im Stich lassen, ihm stattdessen unter die Arme greifen und durchaus ein Aufhebens machen, wenn so ein Haudegen ins Gras beißt. In solchen Situationen kann sich jeder die Sporen verdienen. Darauf gibt es Brief und Siegel!

Da (nach Jean Paul) Geschichte noch immer der interessanteste Roman ist, war es mir als Lehrer stets ein Anliegen, historisches Geschehen in ansprechender Form an meine Schüler weiterzugeben. Diese Absicht führte mich dazu, rund zwanzig **historische Erzählungen** zu schreiben, die sich allerdings wegen ihres Umfangs kaum eignen, hier abgedruckt zu werden. Eine der kürzesten ist:

Der Königsmörder

Am Nachmittag des 21. Juni im Jahr des Unheils 1208 saß der 30-jährige in einem der bischöflichen Gemäcker der Altenburg von Bamberg und pflegte der Ruhe. Der Vormittag war stressig genug gewesen. Seine Nichte Beatrix war mit Herzog Otto von Meran vermählt worden, die mittägliche Festtafel war dem Anlass entsprechend opulent ausgefallen, und daraufhin hatte ihn der Medicus zur Ader gelassen. Da war jetzt ein Ausruhen wohl angesagt.

Just zu dem Zeitpunkt, da der Kaiser sein Nicken machte, wurde aber die Tür aufgestoßen, und Pfalzgraf Otto von Wittelsbach stürmte mit gezogenem Dolch in den Raum. Kaiser Philipp rief dem Eindringling unwirsch zu: „*Steck dein Schwert ein, mich gelüftet heute nicht nach Gaukelei!*“

Der Pfalzgraf aber erwiderte noch barscher: „*Das ist kein Spiel, das ist blutiger Ernst!*“ Dann trennte er der Majestät die Schlagader durch.

Während der ebenfalls anwesende Bischof von Speyer und der Truchsess Heinrich von Waldburg versuchten, dem Kaiser zu Hilfe zu kommen und sein Leben zu retten, gelang dem Königsmörder die Flucht.

Als man sich darauf besann, seiner habhaft zu werden, war der Attentäter längst aus der Altenburg entkommen und hatte Bamberg den Rücken gekehrt. Er irrte zunächst ziellos durch das Land und ver-

steckte sich bei Freunden und Parteigängern. Erst im Frühjahr des nächsten Jahres traute er sich wieder in seine Heimat zurück und verbarg sich in seiner Burg Niederstrang bei Oberndorf an der Donau. Aber so schnell wuchs kein Gras über die Sache und im Winter schon gar nicht!

Wie war es überhaupt zu diesem Königsmord gekommen?

Philipp von Schwaben, der jüngste Sohn Barbarossas, hatte dem bayerischen Pfalzgrafen seiner zahlreichen militärischen Verdienste wegen seine Tochter Beatrix als Braut versprochen. Als sich aber der Kriegsheld immer ungebärdiger und jähzorniger zeigte, nahm der Schwiegervater in spe sein Versprechen wieder zurück. Der Wittelsbacher fand sich anscheinend mit der geänderten Sachlage relativ schnell ab, ja, er hatte auch schon einen Ersatz für die Kaisertochter in petto: die schlesische Herzogstochter Gertrud. Allerdings sollte ihm Kaiser Philipp noch ein Empfehlungsschreiben für den neuen Schwiegervater ausstellen.

Weil Philipp einerseits dem Pfalzgrafen die Bitte nicht abschlagen konnte, andererseits aber auch nicht zum Lügner werden wollte, nahm er zu einer List Zuflucht. Er ließ dem Ex-Verlobten seiner Tochter, der weder lesen noch schreiben konnte, einen eher schmeichelhaften Brief vorlesen. Dann erklärte er ihm, dass er das Schreiben noch siegeln müsse, ging in ein angrenzendes Zimmer und übergab schließlich dem bayerischen Haudegen den ausgefertigten Brief.

Der Pfalzgraf hatte aber Verdacht geschöpft, er steckte das Schreiben ein und ließ es sich in seiner Herberge von einem fahrenden Scholaren vorlesen. Da stand allerdings etwas ganz anderes drin als im ersten: Der Kaiser warnte den schlesischen Herzog vor der aufbrausenden und gelegentlich grausamen Gemütsart des Brautwerbers. Wie Recht er haben

sollte! Noch in der Nacht vom 20. auf den 21. Juni sprengte der getäuschte Pfalzgraf zurück und erstach den Kaiser.

Der Marschall von Pappenheim war es schließlich, der den Attentäter im niederbayerischen Oberndorf aufspürte. Der vogelfreie Pfalzgraf konnte zwar noch die innere Burg durch eine geheime Tür verlassen, musste aber in einem der Wirtschaftsgebäude Unterschlupf suchen, wo er sich in einem Stadel unter Heu und Stroh vergrub. Aber der Marschall hatte seine Hunde dabei und die spürten ihn auf.

Der inzwischen exkommunizierte und geächtete Königsmörder wurde an Ort und Stelle enthauptet. Seinen Kopf warf man in die Donau, den Rumpf ließ man liegen. Einige Tage später erschienen in Oberndorf Mönche des (zwischen Aichach und Dachau gelegenen) Klosters Indersdorf, das ein Vorfahre des

Unglückseligen gestiftet hatte. Sie erbaten sich den Leichnam, steckten ihn in ein mehrfach verpichtes Faß und bewahrten es in einem Kellergewölbe ihres Klosters auf. Denn beerdigen durften sie den Exkommunizierten nicht.

Erst acht Jahre später wurde diese Kirchenstrafe aufgehoben, und die Mönche von Indersdorf konnten darangehen, den Sohn ihres Gönners mit den einem Pfalzgrafen zustehenden Ehren zu begraben. Zu den Trauergästen zählten neben seinem Vetter Herzog Ludwig dem Kelheimer der Erzbischof von Salzburg, Pfalzgraf Rapoto von Ortenburg und noch viele andere Große des Reichs.

Die Burgen Wittelsbach, Andechs, Nieder- und Oberstrang aber wurden bis auf die Grundmauern abgetragen.

Schon als Schüler haben mir **Bildbeschreibungen** gefallen und manchmal habe ich mich sogar noch als Lehrer hingestellt und das gleiche Thema behandelt, das die Schüler zu bearbeiten hatten. Im vorliegenden Fall war es die psychologische Nähe zum Regensburger Meister der Donauschule und die räumliche Nähe zum nur sieben Kilometer entfernten Sulzbach:

Eine verzauberte romantische Landschaft

Im Museum Boymans in Rotterdam findet sich in der Sammlung Koenigs ein kleines, nur 20,4 x 13,8 cm großes Aquarell, das nach seiner Signatur 1522 von Albrecht Altdorfer gemalt wurde. Der Blick des Betrachters fällt zwischen dem zerzausten Geäst einer knorrigen Lärche und zwei mageren, kahlen Bäumen hindurch auf einen von einem gotischen Kirchlein gekrönten Hügel. Dahinter liegt ein in tiefes Ultramarin getauchter Berg, hinter dem eine beinahe unwirkliche Helligkeit aufbricht.

Der Schauende erlebt eine verzauberte romantische Landschaft, in der noch der Atem der Schöpfung weht. Blüht hier nicht irgendwo die blaue Blume? Oder ist es das Teufelskraut? Nein, nur ein roter Lichtfleck tanzt im moosigen Grün des Waldbodens.

Badet dort nicht eine Nymphe im Bach unter dem Steg? Oder hockt am Ende Pan im saftigen Kraut und blökt auf der Flöte? Trugbilder! Eine Glocke läutet zur Frühmesse.

Drüben rückt silbrig glänzend der Fluss dem Berg auf den Leib, – „wie ein großer, silberner Fisch“, wird später Britting schreiben, wie Altdorfer ein Maler eben dieser Donaulandschaft. „... Wälder waren seine Flossen. Mit dem hellen Schwanz hat er am Himmel angestoßen. So schwamm er schnaubend in die Ebene hinein ...“

Und über all dem: Viel Raum für den Himmel, der mit rosa, violetter und schwefelgelbem Gewölk beladen ist. Nur an einer Stelle schimmert es grünlich-blau durch die Wolkendecke. Jeder spürt es: Die Natur ist beseelt, – wenn auch nicht von Faunen und Mäna-den, so zumindest von den Empfindungen, die der *uomo nuovo* der abendländischen Geschichte in die Betrachtung der Natur eingebracht hat.



Abb. 5: Sulzbach vor dem Scheuchenberg von Albrecht Altdorfer (Museum Boijmans Van Beuningen, Rotterdam; vermisst seit 1940, beansprucht vom niederländischen Staat)

Verständlich, dass man das hier aufgezeigte Stimmungsbild genauer lokalisieren wollte. Wer die Altdorferschen Vorwürfe kennt, weiß, dass die gelegentliche Bezeichnung des Blattes als „*Alpenlandschaft*“ in hohem Maße fragwürdig ist. Man hat wohl mit größter Wahrscheinlichkeit – wie bei anderen Altdorfer-Bildern auch – an eine Donaulandschaft zu denken. Und dabei verdichtet sich immer mehr die Ansicht, dass dafür nur Sulzbach unterhalb Donaustauf in Frage kommen könne. Jüngst hat auch Herbert Schindler („*Barockreisen in Schwaben und Altbayern*“) diese Meinung vertreten, für die eine Reihe von Punkten spricht, – so zum Beispiel die typische Kontur des Scheuchenberges; sollte ein Maimorgen dargestellt sein, stimmte auch die Himmelsrichtung

der aufgehenden Sonne. Die nahe Donau, die Lage der Kirche auf dem Hügel, die Stellung ihres Turms, die ausspringenden Anbauten und die heute noch vorhandenen Schießscharten in der Westwand sind weitere Anhaltspunkte. Außerdem hatte Albrecht Altdorfer zu dieser Gegend eine besondere Beziehung: Er besaß – zumindest für das Jahr 1530 ist dies nachgewiesen – unterhalb Donaustauf einen Weinberg.

Ein einziges dieser Kennzeichen könnte rein zufällig sein, die Vielzahl übereinstimmender Merkmale lässt dagegen den Schluss zu, dass es sich hier nicht um eine „*Alpenlandschaft*“ handelt, sondern um eine der landschaftlich reizvollsten Gegenden des Landkreises Regensburg: das Dörfchen Sulzbach unter dem Scheuchenberg.

Neben dem Bayern als *homo narrans* und *homo ridens* steht auch noch der *homo ludens* (der Spieler). Und so habe ich mich auch in dieser Disziplin versucht und eine Reihe **kurzer Spielszenen** geschrieben. Eine davon behandelt eine Episode aus dem Leben meines Straubinger Lateinlehrers „*Zeus*“, eine Szene, die sich tatsächlich so zugetragen hat:

Das Hitlerbild

(Meinem Lateinlehrer „Zeus“ gewidmet)

- O(berstudiendirektor): Heil Hitler, Herr Kollege!
 Z(eus): Grüß Gott, Herr Oberstudiendirektor! Welch Glanz in meiner Hütte! Aber was führt Sie zu mir?
 O: Nun, ich wollte mich einmal nach Ihrem persönlichen Befinden erkundigen.
 Z: Dank der gütigen Nachfrage! Mir geht es den Umständen entsprechend.
 O: Nun, das höre ich gerne. – Und der Frau Gemahlin und den Kindern?
 Z: Wir sind zufrieden. Was bleibt uns anderes übrig in diesen turbulenten Zeiten?
 O: Das ist schön. Ich will aber mit Ihnen gleich *medias in res* gehen, wie Sie vielleicht sagen würden. Wie ich neulich Ihre Personalakten durchgesehen habe, ist mir aufgefallen, dass Sie immer noch nicht Mitglied unserer Partei sind. Wie kommt es denn zu

diesem fatalen Versäumnis? Jetzt, wo schon fast der ganze Lehrkörper meiner Anstalt das Parteiabzeichen trägt ... Es sind nur noch Einzelne, die sich nicht zum Fortschritt bekennen. Schließlich ist doch unser glorreicher Führer der Garant für ein neues tausendjähriges Deutschland ...! Außerdem: Wollen Sie nicht in der nächsten Zeit befördert werden? Ein kleines Sümmchen mehr könnte doch Ihrer Familienkasse nicht schaden ...!

Z: Aber ein bisschen mehr Demokratie tät unserem Volk auch nicht schaden ...!

O: Ja, das sagen Sie! Aber wer mit so viel Geschick und Durchsetzungskraft begnadet ist wie unser Führer Adolf Hitler, der braucht keine Demokratie, in der jeder Hanswurst und Drückeberger die gleichen Rechte haben will wie die Elite unseres Volkes.

Z: Ja, und die Kirche könnt er auch ein bisschen mehr zu Wort kommen lassen ...

O: Papperlapapp, die Kirchen sind ein Auslaufmodell, das sollten Sie als Geschichtslehrer eigentlich als Erster erkennen. Merken Sie sich: Es wird die Zeit kommen, und sie ist schon zum Greifen nah, da wird man unseren begnadeten Führer stärker verehren als diesen Juden Jesus Christus.

Z: Nun, ich weiß nicht ...

O: Doch ich weiß es sehr wohl. Wenn wir einmal das ganze Judenpack ausgeschaltet haben werden, dann bricht ein neues Zeitalter an, da werden Sie und Ihresgleichen staunen ...!

Aber da fällt mir jetzt noch etwas anderes auf: Wenn ich mich bei Ihnen so umsehe, kann ich beim besten Willen kein einziges Bild unseres glorreichen Führers entdecken. So ein Porträt gehört nicht nur in die Klassenzimmer, sondern auch in die Privatwohnungen unserer Lehrer! Ich sehe aber nichts dergleichen in Ihrer Behausung. Ich

sehe nur Bücher, Bücher und nochmals Bücher, lauter nutzloses Geschreibsel ...

Z: Ich hab aber schon ein Bild von Adolf Hitler. Da schau'n S her!

O: Ich kann nichts entdecken, partout nichts ...!

Z: Doch, hier an der Wand ...!

O: Wo?

Z: Na, hier!

O: Da seh ich nur eine kleine mickrige Briefmarke kleben.

Z: Ja, Briefmarken sind immer relativ klein. Aber schau'n S bitte genau hin, da is nämlich der Hitler drauf. Erkennen s n denn net, Ihren größten Feldherrn aller Zeiten ...?



Abb. 6: Der Schriftsteller Josef Fendl wird von der Muse geküsst, Zeichnung: Georg Weiß

Als ehemaligem Theologiestudenten ist mir die Praxis der **Meditation** bekannt, und ich finde es schade, dass sich heutzutage darin nur wenige Zeitgenossen versuchen. Sie gehörte jahrhundertlang zu den geistlichen Übungen eines denkenden Menschen. In diesem vorletzten Beispiel wird eine alte irische Legende nacherzählt:

Der Mönch im Wald

In einem der Waldklöster – Frauenzell oder Windberg vielleicht – war einmal ein Pater nach der Komplet (dem liturgischen Abendgebet) aus der Kirche in den dunklen Forst gegangen, um Gott noch einmal an Ort und Stelle für seine Schöpfung Dank zu sagen.

Während er das tat, sang ein Vogel so wunderschön, dass er ihm zuhören musste. Der gefiederte Geselle sang von den Großtaten Gottes, von den geheimnisvollen Mächten des Waldes und von den Heilkräften der Natur, und erst als er von der Lobpreisung müde geworden war und sein Gesang immer leiser wurde, dachte der Pater, dass es wohl an der Zeit wäre, nach Hause ins Kloster zu gehen und sich ebenfalls schlafen zu legen.

Als der Mönch in den Konvent zurückkam, sah er aber nur fremde Gesichter, und als er seinen und seiner Mitbrüder Namen nannte, blickten sie ihn alle verständnislos an. Erst als einer die alte Klosterchronik geholt hatte und viele Seiten zurückblätterte, stieß er auf diese Namen. Vor vielen, vielen Jahren, sagte er, habe es tatsächlich einmal diese Mönche gegeben, aber das sei schon lange her.

Da merkte der Pater, dass er sich so sehr in die Geheimnisse und Schönheiten der Schöpfung vertieft hatte, dass die Zeit darüber hinweggeflogen war, ohne dass er es gemerkt hatte.

In meinen Sturm- und Drangjahren fuhren wir mit unseren Fahrrädern wochenlang durch die Dolomiten, das Wallis und die Lombardei. Aus dieser Zeit stammt der früheste und zugleich abschließende Text dieses literarischen Querschnitts:

Gebet nach der Fahrt

Herr! Nun sind wir wieder gesund und glücklich heimgekommen. Auf den Schuhen liegt der Staub der langen Straßen. Die Räder sind angeschlagen. Der Rucksack hat ein Loch. Und wir sind auch müde. Aber in unseren Augen leuchtet die Herrlichkeit dieser Tage. Wir haben uns zwei Wochen lang an den Wiesen gefreut, an den Wolken, am Geruch des frischen Heues und am Firnschnee, der uns von den „Dreitausendern“ entgegenleuchtete. Wir danken dir für die Brunnen, die am Wege standen und für die Menschen, denen wir begegnet sind. Begleiche du die Rechnung! Lass die Bergbauern, die uns im Heu schlafen ließen, nächstes Jahr eine gute Ernte haben. Der Frau, die uns Salatöl gab, damit wir unsere Räder schmieren konnten – und der Mutter, die uns ihre letzte Ziegenmilch schenkte, gib es zehnfach zurück! Vergiss auch den Kapuzinerbruder nicht, der uns eine

warme Suppe brachte und einen Apfel dazu. Und uns vergib, wenn wir dieses und jenes nicht recht gemacht haben. Wir danken dir auch für die Bäche und Flüsse und für die Brücken, die uns darüber hinführten. Für die Joche und Kämme, für die Wände und Gipfel, die wir schauen durften – und für die herrlichen Passstraßen, auf denen wir uns so schön in die Kurve legen konnten. Auch dafür, dass wir dabei nicht gestürzt sind. Ein bisschen leichtsinnig waren wir ja. Das Schönste aber war, dass wir in diesen Dingen dich gefunden haben. Und so bitten wir dich: Schenke uns nächstes Jahr wieder eine solche Fahrt! Und nicht nur uns, sondern noch vielen anderen, denen das auch gut täte. Und lass uns nie vergessen, dass wir immer auf einer großen Fahrt sind, unser ganzes Leben lang. Auf einer Fahrt mit einem großen Ziel.



Abb. 1: Irgendwo nördlich der Laber bei Pfakofen. Grundsätzlich empfinden wir alle Wanderungen als interessante Herausforderung; wir freuen uns immer noch darauf.

Joachim Merk

„Ich bin der Meinung, dass alles besser gehen würde, wenn man mehr ginge ...“

10 Jahre Wandern im Regensburger Land

Zu Fuß lässt sich das Regensburger Land auf besondere Art und Weise erkunden: Wer hier wandert, kann nicht nur die wunderschöne und abwechslungsreiche Landschaft und Natur genießen, sondern auch den Alltag hinter sich lassen und überraschende Begegnungen machen.

Es sieht doch so aus, als hätte Johann Gottfried Seume Recht. Sein Satz: „Wer geht, sieht mehr, als wer fährt.“, stellt bis zum heutigen Tage eine tiefgreifende Begründung für jedes Wandern dar. Sein Wanderer im „Spaziergang nach Syrakus“, seinem berühmtesten Werk, wollte mit diesem fast banal klingenden Satz zum Ausdruck bringen, dass die Geschwindigkeit eines Fußgängers für die Aufnahmefähigkeit des menschlichen Auges am besten geeignet ist; in diesem Tempo nimmt der Mensch am meisten wahr, bleibt am meisten hängen. So schildert er auch seine Erlebnisse.

Seume ist im Jahr 1801/1802 von Grimma bei Leipzig nach Sizilien und auf Umwegen über Paris wieder

zurück gewandert. Er hat seine Eindrücke in einem bis heute lesenswerten Bericht niedergeschrieben. Man könnte ihn durchaus als den „Frontmann“ des Fernwanderns bezeichnen.

Zwei weitere Wanderer, einer davon nur wenige Jahre später, haben über Erlebnisse ihrer Wanderungen berichtet. Joseph von Eichendorff: „Aus dem Leben eines Taugenichts“ und in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Theodor Fontane mit seinen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“.

So unterschiedlich die Geschichten in ihren Werken sind, sie stammen auch aus verschiedenen Zeiten des 19. Jahrhunderts, eines ist ihnen gemeinsam: Sie schildern subjektiv, nur durch die Person des Wanderers gesehen, was sie sich da erwandert haben. Nicht der Versuch, das Erlebte möglichst objektiv und nachvollziehbar wiederzugeben, beseelt sie, sondern Erlebtes, mit und durch ihre Augen gesehen, mit ihrer Fantasie angereichert und dargestellt.

Wandern als subjektiv empfundenes Erlebnis, nicht so sehr einer Wertung von dritter Seite überlassen, gehört zu den lebenswertesten Seiten des menschlichen Daseins. Eine besondere Bühne für alle, die im Großraum Regensburg leben, bietet der Landkreis Regensburg. Es wird wenig Gebiete in Bayern geben, die über eine derart vielgestaltige Umgebung verfügen, wie dies



Abb. 2: *Erst liegt sie in Sichtweite, dann ist sie wieder im Wald „verschwunden“, irgendwann stehen wir vor ihr: die Wallfahrtskirche Eichlberg von Hemau kommend.*

der Landkreis gleichen Namens zu bieten hat. Bis auf ausgesprochen alpine Regionen findet insbesondere der Wanderer alles. Breite, weitläufige, aber auch enge und gewundene Flusstäler bilden das geografische Gerippe dieses Raumes, eine Art Koordinatensystem: Donau, Regen, Naab, aber auch die verschiedenen Laber, um nur die größeren Flusssysteme zu nennen. Eine Unzahl von Bächen aus allen Himmelsrichtungen konkretisieren, ergänzen unsere Flüsse, geben ihnen eine weitere Feinstrukturierung. Bereits diese verschiedenen Flusstäler haben ihren ganz eigenen Reiz, auch für den Wanderer. Der Vorwald nordöstlich von

Regensburg, jenseits von Donau und Regen gelegen, erinnert bereits an den weiter hinten liegenden Bayerischen und Böhmerwald. Südlich der Donau geht die Tiefebene in ein flaches Hügelland über, wiederum durch Flüsse und Bäche gegliedert. Hier ist der Charakter der Landschaft außerhalb der verbliebenen Auwälder landwirtschaftlich geprägt, ganz im Gegensatz zum Norden. Die Gebietsreformen der 70er Jahre des 20. Jahrhunderts haben dem Landkreis einen erheblichen Zuwachs an charakteristischen Jura- und Karstgebieten gebracht u.a. mit der Stadt Hemau und der eigenen Welt des Tangrintel. Ausgedehnte Waldgebiete nördlich der Donau schließlich, zwischen Regen, Naab und Laber oder Richtung Kelheim setzen nochmals eigene Schwerpunkte.

Vor 10 Jahren haben wir die Wanderei begonnen; genau genommen, wir haben sie fortgesetzt und ihr eine beständige Form gegeben. Bereits in den 1970er Jahren haben wir gezielte Streifzüge durch den Landkreis unternommen, wie Familie und Beruf es erlaubt haben. Im Ruhestand haben wir unser Format entwickelt: einmal im Monat; immer sucht ein anderer die Route aus, nach der Wanderung ist vor der Wanderung, umgehende, feste Terminvereinbarung. Geht nicht, gibt's nicht. Ausschließlich Krankheiten führten bisher zu Absagen. In 10 Jahren ist unsere Wanderung einmal gänzlich ausgefallen – wegen eines Sturms. Über 120 Wanderungen liegen hinter uns. Wir, das waren ursprünglich Reinhard und ich. 2010, als sein Ruhestand begann, kam Manfred dazu. 2016 fand noch Fritz zu uns. Großzügig betrachtet sind bei uns Vieren die Kondition, aber vor allem der Wille, am gewählten Ziel anzukommen, in etwa gleich ausgeprägt. Jeder von uns hat sich ein wenig zum Spezialisten für bestimmte Gebiete im Landkreis entwickelt, die anderen respektieren dies. Ein stillschweigend ver-



einbartes Toleranz- und Rücksichtnahme-Gebot lässt vordergründige Kritik und Wettbewerbsdenken untereinander nicht aufkommen. Die Länge der zurückgelegten Strecke gerät so fast zur Nebensache, ebenso ein (maßvolles) Verlaufen. Es hielt zugleich die Motivation hoch, immer Neues zu entdecken, auch wenn Altes dabei war. Dieses Klima von Freiheit, Toleranz und gegenseitiger Akzeptanz ist uns bis heute erhalten geblieben; es schafft Fröhlichkeit und Abstand vom Alltag. Es ermöglichte auch, dass trotz unterschiedlicher Interessenslagen in einzelnen Fragen und auseinandergehender Ansichten nie Sprachlosigkeit einkehrte; es verhinderte dauerhafte innere Emigration. Was die Welt beschäftigt, beschäftigt auch uns: Uli Hoeneß, Gurlitt, der Regensburger Oberbürgermeis-

ter oder Donald Trump, aber auch der Zustand des Waldes oder die jeweilige Bestellung der Felder.

Grundsätzlich empfinden wir alle Wanderungen als interessante Herausforderung, wir freuen uns darauf. Mehr als 100 Wanderungen können trotz Aufzeichnungen nicht im Gedächtnis bleiben. Global gesagt: Sie leben und lebten naturgemäß vom Wetter, in hohem Maße von den verschiedenen Jahreszeiten, von der Bodenbeschaffenheit und dem Zustand der Wege, des Waldes, des Feldes, der Wiese, des Feldrains usw., von der jeweils herrschenden oder sich entwickelnden Sicht an diesem Tage – und natürlich von unserer eigenen Stimmung und Verfassung. Mittlerweile haben wir die Mitte 70 in Teilen erreicht oder überschritten.

*Abb. 3:
Zwischen Hirschling
und Marienthal:
Blick vom Peil-
stein auf die Ruine
Stockenfels in Rich-
tung Schwandorf
und Wackersdorf*



Abb. 4: Riesige Felsbrocken am Pfaffenstein südöstlich von Reichenbach am Regen

Die Tagesform spielt zunehmend eine Rolle: Sollen die Wege im Schatten oder in der Sonne liegen, starten wir besser in der Früh, sind gewichtige Fragen geworden, auch die Länge der Strecke. Dennoch, der Reiz einer nahezu grenzenlosen landschaftlichen Vielfalt und der sich daraus ergebenden Möglichkeiten spielen noch immer die entscheidende Rolle.

Traumwanderungen, haben wir solche gemacht? Ja und nein. Die subjektive, momentane Wahrnehmung und, wie wir empfinden an diesem Tag, ist wohl entscheidend für eine Antwort auf die Frage. Mit den Jahren mag sich auch die Bewertung ändern. Dennoch, ein Versuch:



Abb. 5: Auf den Höhen südlich von Marienthal: Aussichtspunkt Franzenshöhe, zu Beginn des 20. Jahrhunderts als Rondell ausgebaut

Im Frühling, bevor alles richtig grün geworden ist, die Schlehen aber bereits blühten, von Hema zu der Wallfahrtskirche Eichlberg zu laufen und dann weiter nach Osten, nach Beratzhausen; wir waren uns einig, dass es an diesem Tag einfach keine schönere Wanderung geben kann. Die Kirche ist in Sichtweite, dann ist sie wieder hinter dem nächsten Wald verschwunden. Irgendwann liegt sie doch vor uns. Einhelliges Urteil: Eigentlich konnte das Gotteshaus nur an dieser Stelle gebaut werden. Ein leichter Wind, nicht mehr kalt, begleitete uns. Das war Frühling pur!

Oder von der Fuchsmühle südlich Pfakofen die Laber entlang auf der Ochsenstraße nach Sünching. Ab Egmmühl war die Herbstsonne plötzlich im dich-

ten Nebel verschwunden. Dank unserer Karte fanden wir den richtigen Weg südlich der Laber. Von Maria Schnee in Aufhausen war nichts zu sehen, ebenso wenig von der Malzfabrik Müller in Inkofen. „Blind“ wie einst die Ochsen, die vom Osten kommend entlang der Laber zur Fleischversorgung in die Zentren getrieben wurden, liefen wir vor uns hin. Kurz vor Sünching riss die Nebelwand plötzlich auf. Der wuchtige Kirchturm mit seiner markanten Spitze lag wie eine Fata Morgana vor uns. Ohne die schlechte Sicht vorher hätte es dieses Erlebnis nicht gegeben. Kann eine herbstliche Nebelwanderung schöner enden?

Eine Dezemberunternehmung im Raum Kirchberg, östlich von Karlstein. Aus den noch herbstlich wirkenden Talsenken sind wir der Sonne entgegengewandert. Auf einmal war alles vor und über uns weiß, wie mit dem Lineal gezogen. Von einer bestimmten Höhe an war der Nebel in Form von Eiskristallen an die Bäume und Wiesen hin gefroren. Alles sah unwirklich, ja märchenhaft aus, wie es da so in der Sonne lag und glitzerte. Beim leichtesten Windhauch fing es an zu schneien, ohne jede Wolke am Himmel, wie in einem Eispalast. Natürlich handelte es sich um ein kurzes, winterliches aber gerade deswegen faszinierendes Täuschungsmanöver der Natur.

Von Schierling direkt nach Norden laufend verschwindet der Wanderer in einem großen Waldgebiet. Irgendwann, nach etwa fünf Kilometern, bei Luckenpaint verlässt er das grüne Meer wieder – und sein Blick fällt auf den Vorwald am Horizont, er kann sogar die Walhalla erkennen. Es war eine Wanderung von einer Welt in die andere. Cross-over im Wandern, wie oft ist so etwas gerade im Großraum Regensburg möglich.

Wer westlich und nördlich von Hirschling die Höhen des Regentals überschreitet, z.B. beim Berghof oder Binkenhof, schaut unvermittelt in die ehemalige Industriewelt von Maxhütte-Haidhof, Leonberg oder



Abb. 6: Wanderungen entlang des Südufers der Donau faszinieren auf ihre eigene Art: Wasser, Dörfer, Vorwald, hier z. B. der Blick auf Fregkofen bei Bach a. d. Donau.

Ponholz. Der Wanderer sieht auf einmal etwas völlig anderes als Wald und Berge; die Landschaft ist wieder weit; sie liegt vor ihm, zu seinen Füßen.

Auf der anderen Regenseite, gegenüber Hirschling, geht es nach Norden Richtung Marienthal; nacheinander kommen die Aussichtspunkte Riedelhöhe, Franzeshöhe und Peilstein. Sie bieten eine ebenso überraschende wie herrliche Aussicht nach Hof am Regen, vom Peilstein sogar bis nach Schwandorf. Die Welt unserer Domstadt haben wir, für einen Augenblick wenigstens, weit hinter uns gelassen.

Zwischen Tegernheim und Wörth a. d. Donau lassen sich zahllose Wanderrouen finden, auf denen man den Bachläufen des Vorwaldes folgend in die

Hügellandschaft des Vorwaldes einsteigt, Blicke in die Ebene sucht und findet, um dann in die Ebene, vielleicht zum Ausgangspunkt, zurückzukehren. Ähnliche Erlebnishorizonte vermittelt der Abbruch nördlich der Donau zwischen Sinzing und Lohstadt. Auf den Höhen direkt gegenüber Matting (Schwarzenfels, Höhe 432) findet der Wanderer einen der schönsten Blicke ins Donautal oberhalb von Regensburg.

Andere Wanderziele können beispielsweise die Umrundung (großzügig betrachtet) von zentral oder kompakt liegenden Ortschaften sein. Man bekommt ein Gefühl für die Ausdehnung, aber auch für den Reiz eines geschlossen gebliebenen Ortsbildes. Das Mot-



Abb. 7: Ca. 120 Wanderungen: Sie leben auch vom Zustand der Wege, des Waldes, des Feldes, der Wiese, des Feldrains usw., wo wir uns gerade bewegen.

to könnte z.B. lauten: rund um Aufhausen mit der Wallfahrtskirche Maria Schnee als Mittelpunkt, rund um Pettendorf, rund um Hohenschambach – und wer über die entsprechende Ausdauer und Motivation verfügt, wird bei „rund um Hemau“ mit 28 Kilometer die ganze Schüssel des Tangrintel umlaufen und diese Welt mit ihren vielen kleinen Ortschaften, einst eigene Gemeinden, heute aber alle zu Hemau gehörig, kennenlernen. Wer mit guter Karte und ein wenig Fantasie ausgestattet ist, dem sei auch die Umrundung von Sünching, Frauenzell oder Schierling empfohlen.

Bei entsprechender organisatorischer Vorbereitung – z.B. zwei Autos – bietet die Geografie des Landkreises auch wunderschöne Möglichkeiten für „Langstreckenwanderungen“: von Kallmünz nach Mariaort oder in südwestlicher Richtung nach Beratzhausen, von Regenstauf nach Wenzenbach, von Falkenstein nach Wörth a. d. Donau oder von Beratzhausen nach Sinzing. Das Besondere dabei: Man lernt die sich langsam oder plötzlich wandelnde, vielfältige Landschaft kennen (wenn man will). Und man ist ein wenig stolz, das Ziel erreicht zu haben.

Ein sehr schöner Aspekt am Wandern sind Feld- oder Waldkapellen. Sie tauchen (trotz Karte) meist unerwartet und scheinbar plötzlich auf, auch wenn bei näherem Hinschauen der Platz und die Umgebung von den Stiftern und Erbauern bewusst gewählt wurden. Ein paar besonders eindrucksvolle Beispiele sind die Marienkapelle im Wald zwischen Gailsbach und Pfakofen, das Frauenbründl bei Peising oder die mitten in der Feldlandschaft gelegene Sebastiani-Kapelle bei Langenerling. In diese Reihe gehört auch die Pestkapelle am Blümelberg in Holzheim am Forst. Beim Wanderer lösen diese Beispiele von Volksfrömmigkeit einerseits Neugier, andererseits aber auch Nachdenklichkeit aus. Wann und warum wurde diese Kapelle



an dieser Stelle errichtet? Fragen, die oft unbeantwortet bleiben.

Natürlich bringen 10 Jahre Wanderungen durch den Landkreis auch ganz persönliche, unwiederbringliche Momente und Erlebnisse mit sich. Sie machen das Besondere dieser Wanderung aus. Das Zusammentreffen mit zufällig des Weges kommenden Menschen, die in ihrer Umgebung ihrer Arbeit nachgehen. Für sie stellt die Begegnung ebenso eine Abwechslung dar wie für uns. Unverkrampt und leutselig gestalten sich die meist folgenden Gespräche. In der Flüchtigkeit der Begegnung liegt zugleich ihr Charme.

Unvergessen bleibt uns, wie die vermutliche Altbäuerin eines Hofes bei Wörth an der Donau u. a. erzählt hat, wo und wie sie einst ihren Mann kennengelernt hat und was sie als junge Bäuerin auf dem Hof durfte und was nicht. Sie stammte aus Malchesing bei Geiselhöring. Sozial- und Familiengeschichte vermischten sich miteinander. Unbeabsichtigt und zufällig werden wir Zeugen ihrer Vergangenheit.

Es war in Schönach oder Riekofen; ein Austragsbauer zeigte uns im Spätsommer die ganze Pracht seiner großen Gänseherde. Er war erkennbar stolz auf

sie. Als einer von uns das dem Untergang (Martini war nicht mehr weit weg) geweihte Federvieh bedauerte, schaute er uns verständnislos an und hörte auf zu reden. Das war's dann.

Oder, oberhalb von Karlstein, östlich von Regenstein; die bereits leicht verschneite Landschaft lag goldfarben in der schrägstehenden Wintersonne, als uns gegen Ende der Wanderung ein Holzfuhrwerk begegnete. Auch wenn Gefährt und die geladenen Holzscheite sauber und geordnet daher kamen – der Traktor schien frisch gewartet oder er war neu –, fiel uns die gehobene Sprache des Fahrers und seine fast städtisch wirkende Kleidung auf. Nach ein paar Sätzen über den kommenden Winter und über die Verwendung des geladenen Holzes stellte sich heraus, dass der Nebenerwerbslandwirt auch Gärtner gelernt hatte und bis vor kurzem im Bauhof des Marktes Regenstein beschäftigt war. Im Nu führte uns das Gespräch zu alten und neuen Zeiten des Marktes und seiner jeweiligen Repräsentanten. Ähnliche Gespräche über ehemalige Bürgermeister, Gemeinderäte oder Gemeindepersonal begleiteten uns oft in den 10 Jahren. Bisweilen nahmen sie den Charakter einer „Sentimental Journey“ an. Auch das ist Wandern im Landkreis.

*Abb. 8:
Bestimmen unsere
Vorhaben in hohem
Maße: Wetter,
Jahreszeiten, herr-
schende Sicht und
Lichtverhältnisse*



*Abb. 9:
Wörthe und Alt-
wasserbereiche bei
Pfatter zeigen ihre
ganze Schönheit in
den Jahreszeiten des
Übergangs Frühling
und Herbst.*

Drei besonders nachhaltige Augenblicke im Zusammenhang mit unserer mitgebrachten Brotzeit, die nur bedingt oder gar nicht wiederholbar sind, bleiben im Gedächtnis.

Die kürzeste Brotzeit: Auf der wegen schlechten Wetters ohnehin verkürzten Wanderung, auf dem Rückweg von Etterzhausen nach Mariaort begann es dann doch in Strömen zu regnen – übrigens eines der ganz wenigen Male, wir hatten immer Wetterglück in all den Jahren. Unsere belegten Semmeln nahmen wir in Waltenhofen unter den Buchen in der Einfahrt des Anwesens zu uns. Die Blätter verringerten zunächst den Regenfluss. Irgendwann kam aber doch die geballte Wasserladung von oben und durchweichte in kürzester Zeit unser Mitgebrachtes. Gekostet haben wir es trotzdem.

Im Januar 2017 wanderten wir östlich von Beratzhausen in Richtung Unterlichtenberg, Buxlohe durch knöcheltiefen Schnee, bei $-6\text{ }^{\circ}\text{C}$ und Wind. Unsere Fehleinschätzung bestand darin, dass wir das beginnende Tauwetter im Donautal auf die Beratzhausener Höhen übertragen haben. Dort kam es aber erst in der nächsten Nacht an. Immerhin spendete uns ein Warthäuschen für den Busverkehr den notwendigen Windschutz zur Aufnahme unserer Mahlzeit; das waren mitgebrachte Semmeln, Plätzchen und heißer Tee. So ähnlich stellten wir uns den Aufenthalt in einem Iglu vor, außen kalt, innen warm.

Schon Kultstatus hat unser schönster Brotzeitplatz auf einem am Ufer befestigten Floss in einem ehemaligen, inzwischen eingewachsenen Kiesweiher zwischen Mooshof und Eltheim. Er ist nicht leicht zu finden.



Den Auwald im Rücken, die Silhouette des Straßendorfes Eltheim vor uns, am nördlichen Horizont die sanften Hügel des Vorwaldes. Es ist still; Lärm verursachen höchstens die Enten und Schwäne im Wasser, im Winter sitzt man fast immer über einer Eisfläche. Auch wenn der Ponton vermutlich den Fischern dient, wir Rastende glaubten in diesem Moment, die Welt gehörte uns ganz allein; und sie ist umsonst zu haben.

Zu erwähnen sind natürlich auch die zahllosen Sehenswürdigkeiten im Landkreis. Die Burgruinen in Kallmünz etwa, in Brennbach oder Laaber, die Klosteranlagen in Pielenhofen oder Frauenzell, das Schlachtfeld bei Eggmühl von 1809. Sie alle lassen sich mit oder ohne Besichtigung in eine geplante Wanderung einbauen. Wer sich die Kulturhighlights erwandert,

kann ihre traumhafte, aber auch zwingende Lage in ihrer Umgebung oder Landschaft erst richtig wahrnehmen.

Eine Besonderheit stellt die Wander-Verbindung von 13 Orten zwischen Eggmühl, Unterdeggenbach und Schierling dar. Sie zeigen gut beschilderte, herausgehobene Punkte jener blutigen Napoleonschlacht vom 22. April 1809. Sie öffnete dem Korsen den Weg nach Regensburg, das er am folgenden Tag eroberte. Herausragend ist das sogenannte „Schöne Bild“ im Pfarrhof von Schierling. Karl Wilhelm Freiherr von Heideck stellte 1852, also 43 Jahre nach den tatsächlichen Ereignissen, den (blinden) „Pfarrer Joseph Häring (Schierling) auf dem Schlachtfeld nördlich von Schierling“ dar, wie er nach dem Kampf Verwundete barg. Als Soldat hat von Heideck die dargestellten

*Abb. 10:
Der scheidende
Winter mit klarer
Luft und Eisresten
eignet sich besonders für Unternehmungen zwischen
Wörth a. d. Donau
und dem Strom.*



Abb. 11: In der Nähe von Glapfenberg und Grafenwinn: Alles sah unwirklich, ja märchenhaft aus, wie es da so in der Sonne lag. Nebel war in Form von Eiskristallen an Sträuchern und Wiesen festgefroren.

Szenen einst selbst erlebt. Das Bild muss man unbedingt gesehen, die Geschichte gelesen haben! Ein derart rührendes und intimes Gemälde nach dieser vernichtenden Schlacht vermag man kaum für möglich halten.

Zu guter Letzt: Wir haben uns gegen Wirthausbesuche während der Wanderung entschieden. Bänke, Baumstümpfe, Felsen oder Hochsitze dienen uns als Rastplatz. Hinterher landen wir meist in einem Café. Die Fraktion der „Süßen“ unter uns hat sich durchgesetzt, wobei es Alkoholisches heute fast überall gibt. Man könnte es „Revuepassieren in entspannter Atmosphäre“ nennen, was wir dort treiben, wir geben Ausblicke und reden über (fast) alles, was die Welt in Atem hält. Schließlich ist dies auch unsere Welt. Ein Nebeneffekt ist, dass wir dadurch die Kaffeehauslandschaft im Gäu ziemlich gut kennen.

In dem oben begonnenen Zitat fährt Seume an anderer Stelle fort: „Ich halte den Gang für das Ehrenvollste und Selbstständigste in dem Manne und bin der Meinung, dass alles besser gehen würde, wenn man mehr ginge ...“ Wer wandert, um seine Umgebung kennenzulernen und den Kopf zu lüften, kommt auf andere Gedanken, meist auf bessere. Wenigstens eine Zeit lang lässt man den Alltag hinter sich. Der Wanderer kann Seume nur zustimmen, auch wenn man seine pathetische Sprache von damals in unsere heutige übertragen muss. 10 Jahre Wandern im Landkreis Regensburg sind 10 Jahre Hier-Leben und 10 Jahre Entdeckungen von ganz besonderen Seiten dieses Landkreises. Auf diese Weise zu wandern, in einer gewachsenen und gerade deshalb sehr geschätzten Gruppe, ist ein Wert für sich. Nur in wenigen Landstrichen Bayerns dürfte dies so möglich sein.



Abb. 12: Winter östlich von Beratzhausen. Auf diese Weise zu wandern, in einer gewachsenen und deshalb sehr geschätzten Gruppe, ist ein Wert für sich.

Verwendete Unterlagen für die Wanderungen:

BRK-Kreisverband Regensburg, Wandervorschläge in BRK PLUS.
 Marcus JUNKELMANN, Der kühnste Feldzug, Schierling ²2014.
 Eva KRÖTZ, Rund um Regensburg, München 2013.
 Landesamt für Digitalisierung, Breitband und Vermessung, Amtliche Topographische Karte Bayern, Maßstab 1:25000.
 Landkreis Regensburg in Kooperation mit der AOK, Wandern im Regensburger Land.
 Waldverein Regensburg e.V., Wanderführer in die Umgebung von Regensburg, Regensburg ¹¹2011.



Abb. 1: Der Nostalgiezug im Jahr 1953

Dieter Waeber

Das Allinger Bockerl erobert das Labertal

Vor 50 Jahren wurde die Personenbeförderung auf der Strecke des Allinger Bockerls eingestellt. Erinnerungen an die kleinste Nebenbahn Bayerns mit dem Spitznamen „Suppenzug“ erzählen uns ein Stück Eisenbahngeschichte und zugleich ein wichtiges Kapitel in der Geschichte des Tals der Schwarzen Laber.

Die industrielle Vergangenheit des Labertals

Wer heute mit dem Auto, dem Rad oder auf Schusters Rappen durch das Tal der Schwarzen Laber kommt, stößt nur noch vereinzelt auf Relikte aus der wichtigen industriellen Vergangenheit dieser Gegend. Im Dunstkreis der Regensburger Wirtschafts- und Finanzwelt beherbergte das Tal in der Mitte des 19. Jahrhunderts eine Vielzahl an Industrie- und Handwerksbetrieben, nicht zuletzt auch wegen der billigen Wasserkraft, die aus dem Fluss gewonnen werden konnte.

Zu den wichtigsten Betrieben zählte die 1836 gegründete Papierfabrik der Gebrüder Pustet. Für ihre Rohstoffversorgung schlossen sich zusätzliche Betriebe, wie eine Hadernmachung und eine Bleicherei, an. Die zahlreichen Mühlen im Tal wurden von Betrieben

wie der Farbenfabrik Finks Eidam in Schönhofen genutzt, dessen Rohmaterialbedarf von Bauern aus angelegten Ockergruben gedeckt wurde. 1840 verlegte die Schnupftabakfabrik Bernard einen Zweigbetrieb in die Obermühle nach Sinzing. Dort gab es damals außerdem ein Bräuhaus und Malzmühlen. Des Weiteren standen in Bruckdorf zwei Kunstmühlen. Eine davon war die Poschenrieder Mühle, die sich seit 1809 in Familienbesitz befindet, die andere, die Winkler Mühle, wurde 1830 mit einer Ölstampfe ausgerüstet und diente ab 1850 der Firma Dehling und Hartmann als Öl- und Mehlmühle. Ergänzt wurden die industriellen Tätigkeiten durch Glasschleif- und Polierwerke. In Eichhofen entstanden außerdem neben der Brauerei eine Hammerschmiede, eine Getreidemühle, eine Schneidesäge und eine mechanische Werkstatt. Hinzu kamen die Holzindustrie aus dem Frauenforst und den Wäldern des Baron von Zuylen sowie die Früchte der Landwirtschaft.

Die Erzeugnisse all dieser Fabriken und Betriebe, u. a. Mehl, Steinfarben, Ocker, Tabak, Öl, Papier, Glas, Bier, Ziegelei- und Holzprodukte, mussten zur Weiterverarbeitung oder für den Verkauf nach Regensburg befördert werden. So war z. B. ein Großteil der Bäcker in der Stadt von den Mehllieferungen aus dem Labertal angewiesen, berichtet Josef Dollhofer in einem Sammelband für Nebenbahnen.

Die Herausforderung dabei war, dass es keine Brücke nach Regensburg gab, denn es existierte damals weder die Eisenbahnbrücke in Mariaort noch die in Kleinprüfening. So bildeten die beiden Fähren in Sin-



Abb. 2: Die Ölmühle in Bruckdorf war einer der großen Industriebetriebe im Labertal im 19. Jahrhundert

zing und Kleinprüfening das Nadelöhr, durch das die Waren aus dem Labertal in die Stadt gebracht werden mussten. Zwar war die Sinzinger Fähre die größte an der Donau zwischen Ulm und Linz, aber sie war aufgrund von Witterungseinflüssen, Eis und Hochwasser nicht wirklich zuverlässig. Sowohl die Fabrikbesitzer, als auch die Arbeiter und die Bevölkerung wünschten sich deshalb eine Verbesserung der Verkehrssituation. „Der Wunsch nach einer Brücke ist so alt, wie die Verkehrsbeziehungen zwischen Stadt und Labertal“, schreibt Dollhofer.

Die Eisenbahnstrecke Regensburg – Nürnberg

Seit 1835 wurde Schritt für Schritt das Eisenbahnnetz in Bayern ausgebaut, was den Personen- und Güterverkehr erleichterte. Mitte des 19. Jahrhunderts lag die Verantwortung für den Eisenbahnbau in den Händen zweier Gesellschaften, der staatlichen „Königlich Bayerischen Staatseisenbahn“ (K.Bay.Sts.B.) und der privaten „Königlich privilegierten Actiengesellschaft der bayerischen Ostbahnen“ (B.O.B.). Vor allem letztere machte sich durch den Bau des Schienennetzes in der Oberpfalz und Niederbayern sehr verdient.

Die 1859 eingerichtete Bahnverbindung von Regensburg nach Nürnberg führte anfangs noch mit einem gewaltigen Umweg über Amberg. Neben dem allgemeinen Problem der Streckenführung stieß die Strecke zudem bereits an ihre Belastungsgrenzen. Im Rahmen der Planungen einer kürzeren Bahnverbindung von Regensburg nach Nürnberg entstand deshalb seitens der Labertal-Industriellen die Idee, ein Gleis durch das Labertal gen Nürnberg zu verlegen. 1865/66 wurden deshalb Terrainuntersuchungen durchgeführt und 1866 der Plan vorgestellt: Die Linie sollte vom Regensburger Ostbahnhof über die Donau zum Bahnhof Sinzing und von dort ins Labertal führen, wo drei Tunnel und 14 Brücken geplant waren.

Eine Alternative sah man in einem Durchbruch von Dechbetten zur Donau und einer Brücke nahe Sinzing. Parallel gab es auch die Überlegung, die Linie über das Altmühltal zu führen. Ausgangspunkt sollte dabei Geiselhöring sein, das damals zum Schrecken der Regensburger als Schnittstelle der Bahnlinien erkoren wurde. Diese Planung wurde aber schnell verworfen.

Bei der Suche nach der Ideallinie fiel letztendlich die Entscheidung für eine Direktverbindung über Eterzhausen, die dann auch zum Bau der Eisenbahn-

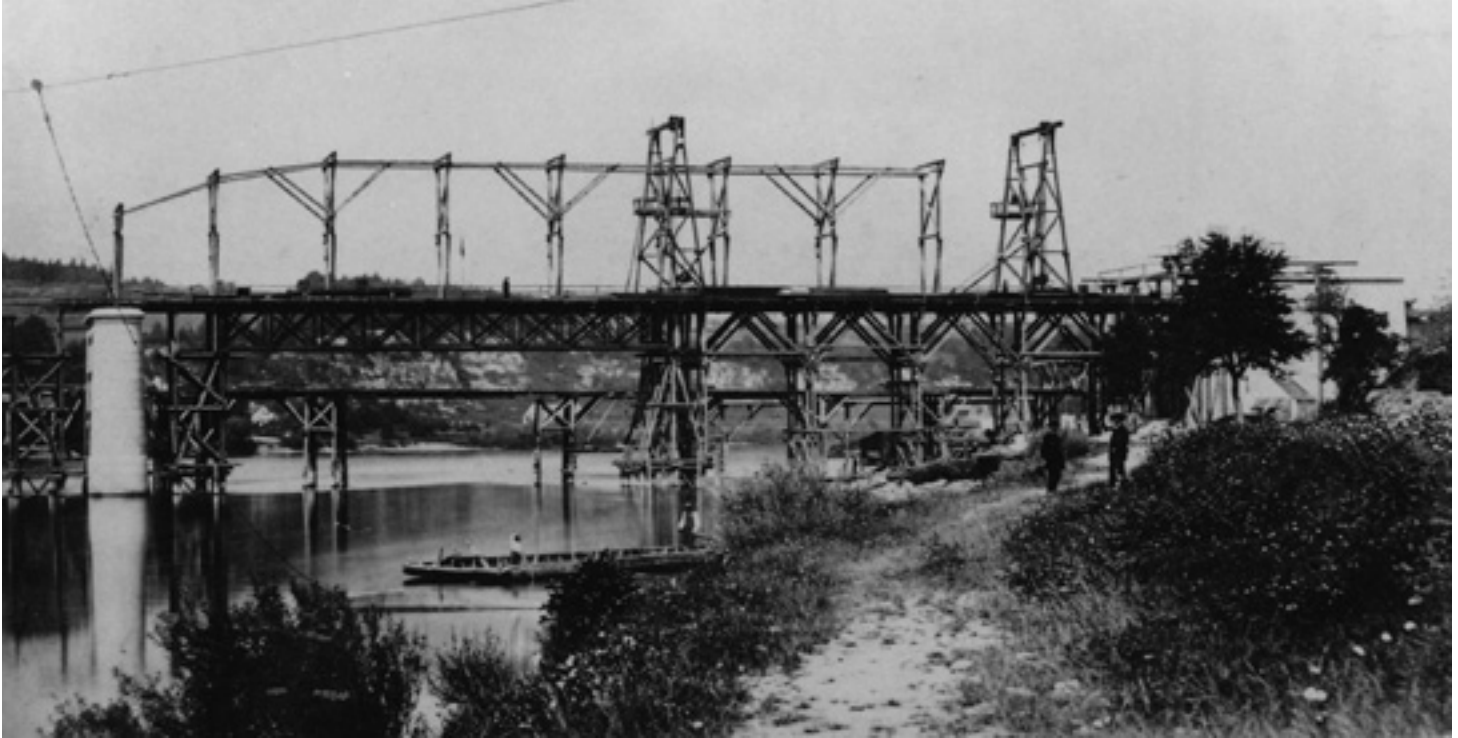


Abb. 3: 1872 wurde die Eisenbahnbrücke bei Kleinprüfening gebaut



Abb. 4: Alling 1908



Abb. 5:
Papierfabrik Pustet,
um 1900

brücke in Mariaort führte. In diesem Zusammenhang sollte ursprünglich auch der lange gehegte Wunschtraum nach einer Straßenbrücke erfüllt und diese mit der Eisenbahnbrücke kombiniert werden. Dies scheiterte jedoch an der Befürchtung der B.O.B., dass ihr Frachtaufkommen dadurch zu stark reduziert würde.

Mit der Entscheidung für eine Direktverbindung über Etterzhausen blieb das Problem der Verkehrsanbindung für das Labertal bestehen, die dortigen Industriellen strebten aber nach wie vor nach einer Zugverbindung. So entstanden nun zunächst Pläne, nach der Überquerung der Mariaorter Brücke eine

Vizinalbahn in einer Schleife über Waltenhofen vorbei an Kleinprüfening über Sinzing ins Labertal fahren zu lassen. Am 14. September 1869 gab es eine Petition für diese Linienführung, an der sich neben dem Freiherrn von Zuylen, die Gebrüder Bernard, die Farbmühle, die Ölfabrik, die Gebrüder Pustet, Hammerichs Eidam, Eichhofen, die Zeche Schneckenbach und zahlreiche Handwerksbetriebe beteiligten.

Die Eisenbahnstrecke Regensburg – Ingolstadt

Zeitgleich gab es Planungen für eine Strecke Regensburg – Ingolstadt, die das weitere Vorgehen maßgeblich beeinflussen sollten. Ursprünglich sollte diese Bahnlinie bei Gundelshausen von der linken auf die rechte Seite des Donauufers wechseln und an Matting vorbei bis Großprüfening verlaufen. Für diese Linienführung wären aber Sprengungen im Bereich des heutigen Max-Schultze-Steigs notwendig gewesen, was zu starken landschaftlichen Veränderungen geführt hätte. Zudem hätte sie aufgrund des begrenzten Platzes am Ufer der Donau auch den Betrieb der Sinzinger Fähre gefährdet.

Verschiedene zusätzliche topografische Anforderungen führten dann letztendlich 1871 zum Beschluss, die Trasse am linken Donauufer über Sinzing zu führen. Damit wurde der Bau der Eisenbahnbrücke bei Kleinprüfening notwendig und die Schleife ins Labertal über Mariaort entfiel. Dafür gewann der Bahnhof Sinzing an Bedeutung. Die damalige Staatsbahnverwaltung hatte im Kampf um die Tonnagevergaben sogar die Anlage eines Hafens an der Labermündung und den Bahnhof als Umschlagsplatz im Visier.



Die Vizinalbahn wird gebaut

Trotz der Kosteneinsparung durch den Wegfall der Schleife über Mariaort gab es von staatlicher Seite kein Interesse an der Verwirklichung einer Bahnstrecke ins Labertal. Man argumentierte, dass die kurze Strecke für den öffentlichen Verkehr keine Bedeutung habe. Zudem riet der Betriebsrat der B.O.B. aus wirtschaftlichen Gründen vom Bau dieses „Wurmfortsatzes“ der Donaubahn ab. Dass die Strecke doch realisiert werden konnte, war am Ende den beiden Hauptinteressenten, den Inhabern der Papierfabrik und der Ölmühle, und ihren finanziellen Zugeständnissen zu verdanken. Durch sie konnte am 27. Juli 1874 die letzte

gesetzliche Hürde genommen werden, und bereits am 2. September erhielt der Bauunternehmer Franz-Xaver Gräßmann aus Reinhausen den Zuschlag für die Ausführung der Strecke. Am 9. September folgte der Spatenstich. Der Optimismus der Baufirma, die mit 200 Arbeitern und schwerem Gerät anrückte, war jedoch verfrüht, wie die parallel laufenden Grundstücksverhandlungen und überzogene Preisforderungen beweisen sollten: Renitente Grundstücksbesitzer erzwangen Ende September 1874 die Einstellung der Arbeiten. Die Bewohner des Labertals machten es den Bauarbeitern nicht leicht, berichtet Dollhofer. Die

*Abb. 6:
Der Bahnhof Alling,
um 1900*

Auseinandersetzungen nahmen einen bösartigen Charakter an, denn die etwa 200 Bahnarbeiter wurden geschnitten und bekamen Quartiere nur zu weit überhöhten Mieten. Erst im Januar 1875 konnte weiter gebaut werden. Der Bau mehrerer Einrichtungen für den Bahnbetrieb, wie z.B. die Dammverfüllung mit Kies aus der Donau, wofür täglich 15 Fuhrwerke verkehrten, sowie zehn Kunstbauten zur Durchleitung von Wegen und Wasser wie die Laberbrücke bei Alling, führte aufgrund der hohen Kosten im Februar zu weiteren Irritationen. Zur Vermeidung dieser zusätzlichen Investitionen gab es von den Besitzern der Papierfabrik und der Ölmühle sogar den Vorschlag, dass sie die Bahn auf eigene Rechnung mit Pferden betrei-

ben würden. Doch Sachzwänge und Vernunftgründe führten letztlich doch zur Fortsetzung der Baumaßnahmen. Am 20. Dezember 1875 war es dann soweit: Der Reise- und Güterverkehr konnte aufgenommen werden. Aufgrund der Schwierigkeiten während der Bauphase und der zeitlichen Verzögerungen musste die Baufirma Gräßmann jedoch am Ende Insolvenz anmelden.

Der Bahnbetrieb

Ursprünglich nur für den Güterverkehr vorgesehen, wurde die kleine Bahn auch von der Bevölkerung bald überraschend gerne und häufig genutzt. Für die Rentabilität der Bahn sorgte dennoch der Güterverkehr, der aber entscheidend von der Papier- und Ölfabrik abhing. Beide hatten in Erwartung der Bahnlinie ihre Betriebe modernisiert. Neben einem Wassertriebwerk wurde eine mit Kohle betriebene Dampfmaschine in Betrieb genommen. Zeitweise beherrschten die vielen Kohlewaggons den Betrieb am Bahnhof Alling. Die Haltestelle Bruckdorf stand dem Bahnhof Alling kaum nach. Der Bedarf an Rüböl (Rapsöl) für Signale und Schmiermittel steigerte die Tonnage aus der Ölfabrik. Dazu kamen die Zufuhr von Raps, Lein und Mohn und der Versand von Ölen und Rapskuchen als Futtermittel. Um 1880 umfasste alleine in Alling die An- und Ablieferung rund 7.400 Tonnen, die in Bruckdorf 5.900 Tonnen pro Jahr.

Wirtschaftliche Schwierigkeiten

Neuerungen im technischen Bereich trieben erst 1898 die Papierfabrik und nur zwei Jahre später die Ölmühle in den Konkurs, wodurch die Tonnage massiv



Abb. 7: Zerstörte Eisenbahnbrücke, 1945



Abb. 8:
Der Nostalgiezug im
Winter um 1960

abfiel. Der Papierfabrik gelang es aber, noch vor dem ersten Weltkrieg die Krise zu meistern: Die Aktionäre der Papierfabrik entschlossen sich trotz Insolvenzanmeldung im Interesse der Belegschaft, die Fabrik nicht nur weiter zu betreiben, sondern auch zu modernisieren. So verließen 1913 wieder täglich bis zu 15.000 Kilogramm Papier die Fabrik.

Während des ersten Weltkrieges reduzierte sich der Zugverkehr durch die Militäranforderung auf die Wochenenden. Das Militär beanspruchte die Bahnlinie während der Woche ausschließlich für den Militärverkehr, sogar Pferde wurden eingezogen. So konnte u.a. keine Belieferungen der Bäckereien nach Regensburg mehr durchgeführt werden. In den Jahren 1920 bis 1930 sank das Frachtaufkommen weiter. Ein Grund hierfür war u. a. der Umstieg der Papierfabrik auf Braunkohle aus der Ludwigszeche in Viehhausen, die die bisherigen Kohlelieferungen per Zug hinfällig

machten. Für den Transport der Kohle aus Viehhausen wurde stattdessen sogar eine eigene Zechenbahn von Schneckenbach zum Bahnhof Alling eingerichtet. Nachdem die Kunstmühle 1925 einem Brand zum Opfer gefallen war, verringerte sich das Stückgutaufkommen auf nur noch 22 Tonnen im Jahr.

Im Gegensatz dazu blieb der Personenverkehr – durch das Fehlen einer Straßenbrücke nach Regensburg – auf konstant hohem Niveau. Im Jahr 1900 belief sich die Zahl der Fahrgäste auf 39.249, 1913 sogar auf 76.820 Personen pro Jahr.

Während des zweiten Weltkrieges erlitt der Zugverkehr nach Alling deutliche Einbußen, 1945 wurde zudem die Brücke bei Kleinprüfening zerstört. Bereits im September 1945 konnte der Bahnverkehr aber wieder aufgenommen werden. Die Strecke nach Alling war in der Folgezeit im Bereich des Personentransports sehr gut ausgelastet, was wohl vor allem



Abb. 9: Der Nostalgiezug im Sommer um 1960

dem dortigen Flüchtlingslager geschuldet war. 1943 wurden in Alling nämlich Barackenunterkünfte für Umsiedler schwäbischer Abstammung aus Rumänien errichtet. Diese sollten in der damaligen Papierfabrik, damals auch Alkorwerk genannt, Arbeit finden. Nach Kriegsende waren die Baracken bis 1946 von amerikanischen Soldaten belegt, danach wurden Flüchtlinge vor allem aus dem Sudetenland aufgenommen. Die Belegung umfasste durchschnittlich 400 Personen.

Die Wiederinbetriebnahme der Papierfabrik 1948, deren Versorgung mit Braunkohle aus Böhmen statt aus der Zeche in Viehhausen, deren Vorräte zur Neige gingen, sowie die spätere Übernahme der Papierfabrik durch die Firma „Europa Carton“ führten wieder zu Steigerungen der Tonnage bis auf 70 Tonnen täglich.



Abb. 10: Gleisabbau, 1986

Der „Suppenzug“

Der täglich verkehrende mittägliche Zug wurde in der Nachkriegszeit bald scherzhaft als „Suppenzug“ bekannt, da viele Bahnbedienstete und Personen, die in Regensburg arbeiteten, zum Mittagessen nach Hause fuhren. Insbesondere hatten dabei die Haltepunkte Großprüfening, Pflanzgarten und Schützenheim sowie auf der Sinzinger Seite der Haltepunkt Kleinprüfening ihren Anteil.

Das Aus durch die Autobahnbrücke

Die Eröffnung der Autobahn 1966 mit der Brücke bei Sinzing versetzte dem Personenverkehr des Allinger Bockerls jedoch den Todesstoß. Schon am 28. Februar 1967 verkehrte der letzte Personenzug. „Das Bockerl schnaufte zum letzten Mal“, titelte damals eine Tageszeitung. Nach der Betriebsauflösung der „Euro-

pa Carton“ im Jahr 1972 stürzte auch das Frachtaufkommen auf 2.000 Tonnen im Jahr ab. Am 31. Dezember 1985 wurde deshalb auch der Güterverkehr eingestellt und die Strecke nach 110 Jahren stillgelegt.

Heute ist vom ehemaligen Industriestandort Labertal nicht mehr viel zu spüren. Der ehemalige Bahnhof Alling wird allem Anschein nach dem Verfall preisgegeben. Der Verkehr findet auf der Staatsstraße statt, die Verbindung für Güter- und Personenverkehr führt über die nahe gelegene Autobahnbrücke. Das Labertal ist nicht mehr Standort florierender Industrie- und Handwerksbetriebe, sondern wieder eine naturräumliche Idylle geworden. Auf der ehemaligen Bahntrasse wurde der wunderschöne „Rad-Wanderweg im Tal der Schwarzen Laber“ angelegt, auf dem Spaziergänger und Radfahrer noch heute den Spuren des Allinger Bockerls folgen können.

Literatur:

- Josef DOLLHOFER, Feuerross und Flügelrad in Ostbayern. Die Ära der Bayerischen Ostbahnen, Regensburg 2010.
 Josef DOLLHOFER, Sammelband Nebenbahnen Deutschland, o.O. o.J.
 Peter HEIGL, Das Allinger Bockerl. Bayerns kürzeste Bahnstrecke 1875–1967, Regensburg 1997.
 Ergänzungen aus Erinnerungen des Ortsheimatpflegers Alois Renner, Sinzing/Viehhausen, besonders zum Kohleabbau in Viehhausen.



Abb. 11:
 Der Bahnhof Alling
 um 1920 und heute



*Abb. 1: Alley
(Simon Herdegen):
Wie so häufig war
auch bei der Ent-
stehung dieses
Fotos viel Geduld
gefragt. Hier steht
das im Hintergrund
verschwimmende,
jedoch essenzielle
Auto auf der Links-
abbiegespur und
daher genau mittig.
Der Fahrer bremst,
blinkt jedoch nicht.
Somit entstehen
drei schöne Bokeh-
Kreise in der
bewölkten Abend-
stimmung.*

Jonas und Simon Herdegen

Perspektivenwechsel 2.0

Fotografien aus neuen Blickwinkeln

Jonas und Simon Herdegen zeigten vom 2. Juli bis 20. August 2018 im Landratsamt Regensburg eine Auswahl ihrer Fotografien. Dabei sollte jedes Bild als Einzelkomposition wirken.

Jonas und Simon Herdegen fotografieren unabhängig voneinander, arbeiten aber häufig zusammen an gemeinsamen Projekten. Jonas (20) ist angehender Student und Simon (23) studiert Industrial Design an der FH Joanneum in Graz. Im Oktober 2017 fand ihre erste Ausstellung „Perspektivenwechsel“ in Wörth a.d. Donau im Rahmen der landkreisweiten Veranstaltungsreihe „Kultur.Landschaften“ statt. Die weiterführende Ausstellung im Landratsamt Regensburg hat, wie auch ihr Vorgänger, einen komplett anderen Blick auf das vermeintlich Vertraute oder Bekannte geworfen.



Abb. 2: *Wonderland* (Jonas Herdegen)



Abb. 3: *Deep In The Woods* (Jonas Herdegen): Dieses Foto zeigt einen kleinen Waldabschnitt im Raum Wörth a. d. Donau. Durch die Bearbeitung und den Titel „Deep In The Woods“ wirkt dieser Waldabschnitt nahezu endlos.



Abb. 4: *Jonas Herdegen*

Jonas Herdegen setzt bei dieser Bildauswahl den Fokus auf Drohnen und damit die Fotografie aus der Luft. In der Vogelperspektive will er alltäglich bekannte Schauplätze wie Wälder und Straßen aus einem anderen Blickwinkel zeigen und jedes Bild wohl konzeptioniert wirken lassen. Dabei entsteht eine andere, neue Welt, die oft nur durch längeres Betrachten ihre Wirkung entfaltet.

(Webseite: jonasherdegen.com)



Abb. 5:
Sky Ain't The Limit
(Jonas Herdegen)



Abb 6: *Morning Drives (Jonas Herdegen):* Das Sprichwort „Der frühe Vogel fängt den Wurm.“ trifft wohl hier genau zu. Wir übernachteten im Auto an einer kaum befahrenen Straße an der österreichischen Grenze und standen vor Sonnenaufgang auf, um diesen zu fotografieren. Durch das warme, fast goldene Licht entstanden perfekte Bedingungen.



Abb. 7: *Fog's Rolling In (Jonas Herdegen):* Auf einer engen Bergstraße an der Küste Italiens durchfahren wir eine Nebelfront und die Sicht verschlechterte sich entsprechend drastisch. Wir blieben bei der nächsten Gelegenheit stehen und ich nutzte die Gunst der Stunde, um diese Stimmung mit anderen Augen zu betrachten. Dabei ließ ich die Drohne so weit steigen, bis sie oberhalb der Nebelfront war. Die Sicht war klar und man konnte über das gesamte Tal blicken. Beim Ausrichten der Kamera rollte der Nebel immer weiter taleinwärts.



*Abb. 8:
RGB (Jonas Her-
degen): RGB steht
für die Grundfarben
Rot, Grün und Blau,
aus denen sich
anteilig jede Farbe
definiert. Dieses
Foto entstand im
Herbst 2017 und
repräsentiert die
Farbvielfalt, die die
Natur uns jedes Jahr
bietet.*



Abb. 9: *Winter Drives* (Jonas Herdegen)



Abb. 10: *Winter's Coming* (Jonas Herdegen)



Abb. 11: *A Distant Ship* (Simon Herdegen): Im Lied „Comfortably Numb“ von Pink Floyd singt David Gilmour von „a distant ship, smoke on the horizon“, also „ein Schiff in der Ferne, Rauch am Horizont“. Diese Liedzeile war Vorbild für die Miniaturwelt auf dem Foto: Durch das kleine Papierboot wird die große Distanz des Schiffes symbolisiert, der bald aufsteigende Rauch – und dessen Ursache – werden angedeutet.



Abb. 12: *Cedric* (Simon Herdegen)

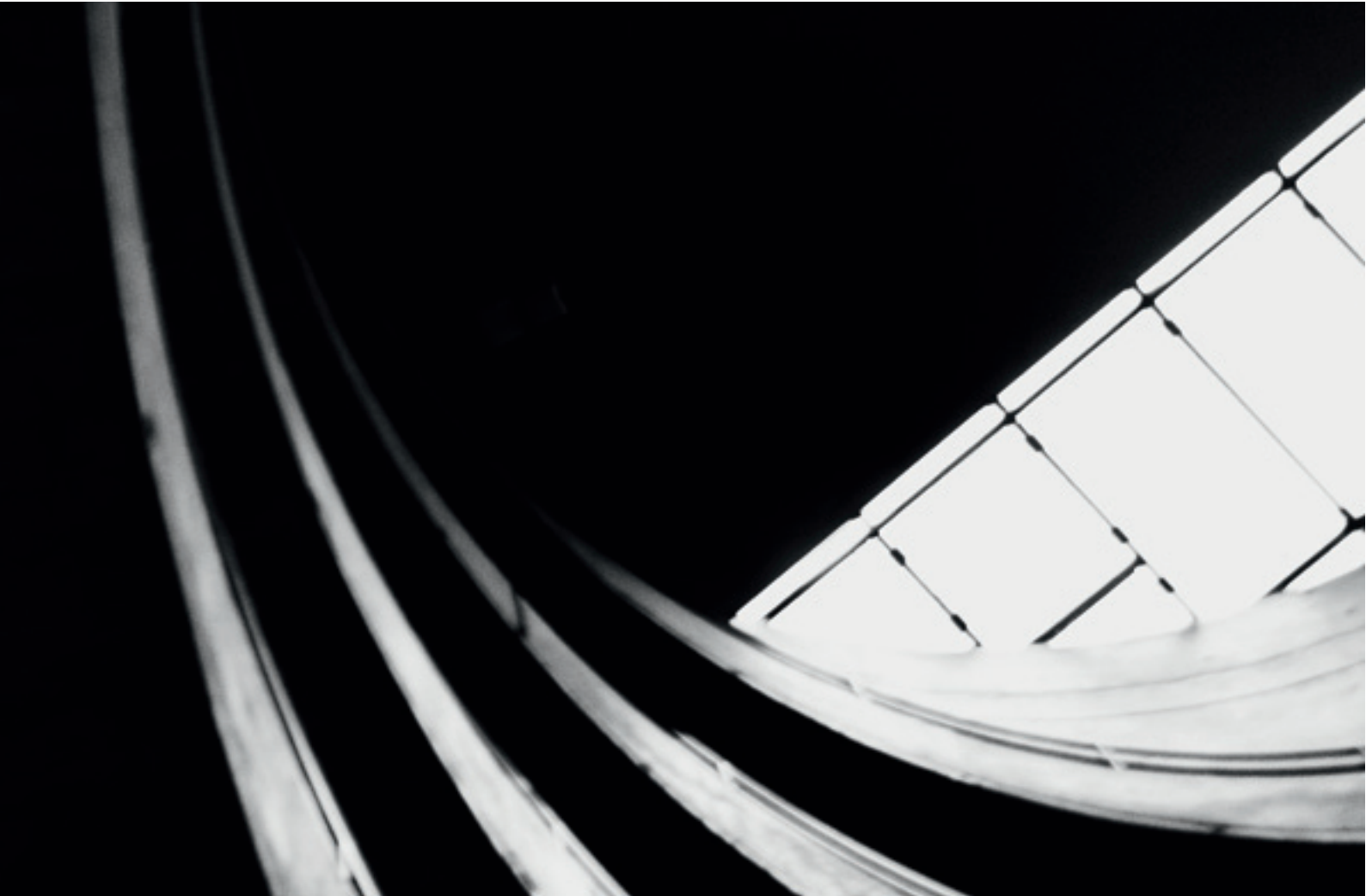


Abb. 13: *Escape Reality* (Simon Herdegen): Die Suche nach dem Abstrakten im Konkreten.



Abb. 14: Simon Herdegen

Simon Herdegens Farbfotografie beschäftigt sich mit der bewussten Suche nach ungewohnten Perspektiven. Klar wird dies durch die Positionierung des Fokuspunktes und des Betrachtungswinkels, aus dem fotografiert wird. Hier wird deutlich, dass nur ein definierter, kleiner Bereich für das Auge scharf ist, während die Umgebung eine angenehme Unschärfe zeigt. Im Zuge der konstanten Weiterentwicklung taucht Simon in eine Welt der Schwarzweißfotografie ein. Wie der passende Fototitel „Escape Reality“ vermuten lässt, sieht man diese Welt nicht mehr in Farbe. Farbe spielt also, anders als im täglichen Leben, keine Rolle mehr. Linien, Flächen, Kontraste, Lichter und Schatten bieten eine neue Realität. (Webseite: simonherdegen.com)



Abb. 15: The Wall (Simon Herdegen)



Abb. 16: Ripple (Simon Herdegen)



Abb. 17: Tactile (Simon Herdegen)



Abb. 18: Helix (Simon Herdegen): Ein Ort, den wir alle kennen: Das Parkhaus am Donau-Einkaufszentrum.



Abb. 1: Die Kirche St. Nikolaus und der ehemalige Pfarrhof prägen das Ortsbild von Altenthann.

Hanna H. Hubertus

Das ehemalige Pfarrhaus in Altenthann

Bau- und Nutzungsgeschichte eines bedeutenden Denkmals

Im Rahmen einer Masterarbeit wurde die Bau- und Nutzungsgeschichte des ehemaligen Pfarrhofs in Altenthann erforscht und dokumentiert. Teile des Gebäudes sind älter als bisher angenommen und stammen wohl schon aus dem 17. Jahrhundert.

In diesem Beitrag wird die Baugeschichte des Pfarrhauses zusammenfassend dargestellt, wie sie sich aus der Masterarbeit ergibt, die ich zusammen mit Kathrin Kolb, geb. Bertram, im Studiengang Denkmalpflege/Heritage Conservation der Otto-Friedrich-Universität Bamberg und der Hochschule Coburg verfasste.¹

Ziel der Masterarbeit war die Dokumentation des Pfarrhofes, also des Pfarrhauses mit seinen Nebengebäuden und sonstigen Anlagen auf dem Grundstück, und die Rekonstruktion der Bau- und Nutzungsgeschichte. Hierfür wurden die Literatur wie auch die historischen Text-, Bild- und Planquellen ausgewertet, vor Ort die Gebäude dokumentiert und bauforschend untersucht sowie weitere Bauten zum Vergleich herangezogen. Abschließend wurden eine Bewertung und Einordnung des Pfarrhofes vorgenommen sowie Empfehlungen für den denkmalpflegerischen Umgang formuliert.

Im Rahmen dieses Aufsatzes steht das Pfarrhaus selbst im Mittelpunkt; die Ergebnisse zu den Nebengebäuden und sonstigen Anlagen sind in der Abschlussarbeit nachzulesen. Das Pfarrhaus fällt vor allem aufgrund seiner ungewöhnlich stattlichen Größe auf. Deshalb war eine zentrale Frage, ob sich das 1782 durch einen Brand zerstörte Hofmarkschloss zumindest in Teilen im Pfarrhaus wiederfindet² und wie das Gebäude nach dem Brand umgebaut und genutzt wurde.

Die Vorgängerbauten

Die Rekonstruktion der Vorgängerbauten sowie der Bauphase direkt nach dem Brand bis etwa 1806 wird durch das Fehlen eindeutiger Archivalien und Befunde erschwert. Vor der Beschreibung der rekonstruierten Bauten sollen deshalb zunächst die Hinweise auf ältere Bauten zusammengestellt und ausgewertet werden. Zu den Vorgängerbauten des Pfarrhofes müssen auch die Gebäude gezählt werden, in denen die Pfarrrer lebten, bevor sie in den Pfarrhof zogen.

Burg oder Schloss

In einer Beschreibung Altenthanns aus dem Jahre 1568 heißt es, dass neben der Kirche eine „arx“ am Hang bestand.³ Man muss annehmen, dass diese Bezeichnung einen befestigten Adelssitz an der Stelle des

heutigen Pfarrhofes⁴ meint, aber keine mittelalterliche Burganlage.⁵ Sowohl die in Teilen noch erhaltenen Umfassungsmauern als auch die erhöhte Lage sprechen für ein früheres Hofmarkschloss. Während des 30-jährigen Krieges wurden die Hofmark und auch dieser Adelssitz zerstört und anschließend wieder aufgebaut.⁶



Abb. 2: Das „Schloß Altenthann“ im Stich von Michael Wening, 1726

Ältere Pfarrhöfe in Altenthann

Bevor das ehemalige Schloss zum Pfarrhaus wurde, soll der Pfarrer außerhalb der Hofmark Richtung Röhrn gewohnt haben, bis mit dem Erwerb durch das Kloster Frauenzell im Jahre 1664⁷ ein neues Pfarrhaus bei der Kirche errichtet wurde.⁸

Nach Sächerl zeigt der Wening-Stich aus dem Jahre 1726 nicht nur das nach dem 30-jährigen Krieg wiederaufgebaute Schloss, sondern links daneben das neue Pfarrhaus (Abb. 1).⁹ Vergleicht man diese Darstellung mit späteren Karten, stellt man fest, dass der Stich einen hohen Zeugniswert in Bezug auf die Lage der Gebäude aufweist und dass das Pfarrhaus sich direkt an die Westfassade des ehemaligen Schlosses anschloss. Man kann davon ausgehen, dass es mit dem Brand im Jahre 1782 zerstört wurde. Oberirdisch sind heute keine Reste mehr vorhanden; sie wurden spätestens mit der Veränderung der Umfassungsmauer in der Zeit um 1904 bis 1907 abgetragen. Jedoch könnten an der Westfassade des heutigen Pfarrhauses noch Spuren dieses Gebäudes unter den neuzeitlichen Putzschichten zu finden sein.

Annahmen zum Schlossbau vor dem Brand im Jahre 1782

Inwieweit die Darstellung des Schlosses auf dem Wening-Stich seinem damaligen Aussehen entspricht, kann aufgrund des Brandes im Jahre 1782 und der späteren Umbauten nicht mehr festgestellt werden. Auf der Grundlage der Veränderungen, die beim Wiederaufbau des Gebäudes nach dem Brand vorgenommen wurden, können jedoch einige Rückschlüsse auf die Zeit vor dem Brand gezogen werden.

Da die Grundrisstruktur und die Wandstärken im Obergeschoss sehr regelmäßig sind und bereits in der

ältesten Beschreibung des Pfarrhauses aus dem Jahre 1809 die heutige Raumstruktur annähernd beschrieben wird, kann man folgern, dass das Obergeschoss seit seiner Errichtung kaum Veränderungen erfahren hat (Abb. 2). Die dendrochronologische Untersuchung eines Deckenbalkens hat ergeben, dass der Baum im Winter 1783/84 geschlagen wurde, zeitgleich mit den Balken für das Dachwerk. Es ist deshalb davon auszugehen, dass das Obergeschoss sowie das Dach nach dem Brand 1782 neu errichtet wurden. Ursprünglich waren die Fenstergewände geohrt, wie auf historischen Fotografien zu erkennen ist.¹⁰ Derartige Fenstereinfassungen und die Ausführung des Portals weisen in das späte 18. Jahrhundert.

Der größte Kellerraum wurde ursprünglich über einen Zugang direkt von außen erschlossen. Zu einem späteren Zeitpunkt wurde dieser zu einem Fenster verkleinert. Da das Fenster in das Achsensystem der Fassade passt und wie fast alle anderen Fenster des Gebäudes mit einem scharrierten¹¹ Gewände gerahmt ist, wurde es zeitgleich mit den übrigen Fenstern nach 1782 eingebaut. Demnach wurde der ehemalige Zugang beim Wiederaufbau nach dem Brand zugesetzt, der Keller hingegen blieb erhalten. Spätestens zu diesem Zeitpunkt wurde eine innenliegende, zweiläufige Ziegeltrappe errichtet.

Für das Erdgeschoss gibt es Hinweise darauf, dass mindestens einige Teile ebenfalls aus der Zeit vor 1782 stammen (Abb. 3). Die beiden südwestlich liegenden Räume gehörten ursprünglich zusammen (R 0.02 und R 0.03). Besonders deutlich wird das an dem beide Räume überspannenden Gewölbe. Die teilende Wand wurde notwendig, als im Obergeschoss eine Wand an dieser Stelle errichtet werden sollte. Somit lässt sich die Teilung in zwei Räume mit der Errichtung des Obergeschosses nach dem Brand in Verbindung bringen. Umgekehrt heißt das, dass dieser Raum mit

seinem Gewölbe aus der Zeit vor dem Brand stammt. Auch die tiefen Ansätze des Gewölbes sprechen für eine Errichtung vor 1782.

Betrachtet man den Erdgeschossgrundriss, so fällt auf, dass der innenliegende Gewölberaum (R 0.09) nach Süden aus dem Grundrissgefüge herausragt und als einziger rundherum Nischen in den Wänden aufweist. Er konnte als „Schwarze Küche“ identifiziert werden. Dort wurde über offenem Feuer gekocht und der Rauch zog über einen offenen deutschen Kamin ab. Für diese Nutzung sprechen, neben der Konstruktion und Dimension des Raumes,¹² die in Befundöffnungen festgestellte Verrußung der Wände und die nachträgliche Einziehung der Decke. Aufgrund der Lage der „Schwarzen Küche“ konnten die wohl an der Südfassade liegenden Stuben nicht mitgeheizt werden. Dort wird wohl eine weitere Feuerstelle existiert haben.

Für die Errichtung des Treppenaufganges zum Dachgeschoss (R 1.13) an dieser Stelle im Obergeschoss wurde das böhmische Kappengewölbe¹³ als Zwischendecke eingezogen. Vermutlich steht diese Maßnahme mit der Errichtung des Dachwerkes nach dem Brand in direktem Zusammenhang. Dann wäre die „Schwarze Küche“ bis zum Brand genutzt und vermutlich danach in die damals noch ungeteilten Räume im Nordwesten (R 0.05 bis R 0.07) verlegt worden, wo die Nutzung als Küche durch historische Pläne aus dem Jahre 1891 belegt ist. Im Bereich des Dachgeschossaufganges (R 1.13) konnten keine Rußspuren festgestellt werden, obwohl in diesem Bereich die Innenwände im Vergleich zu denen im übrigen Obergeschoss besonders dünn sind. Die Wandstärke entspricht den darunterliegenden Wänden im Erdgeschoss (R 0.09). Ob hier ebenfalls Reste aus der Zeit vor 1782 erhalten sind, konnte bislang nicht abschließend geklärt werden.

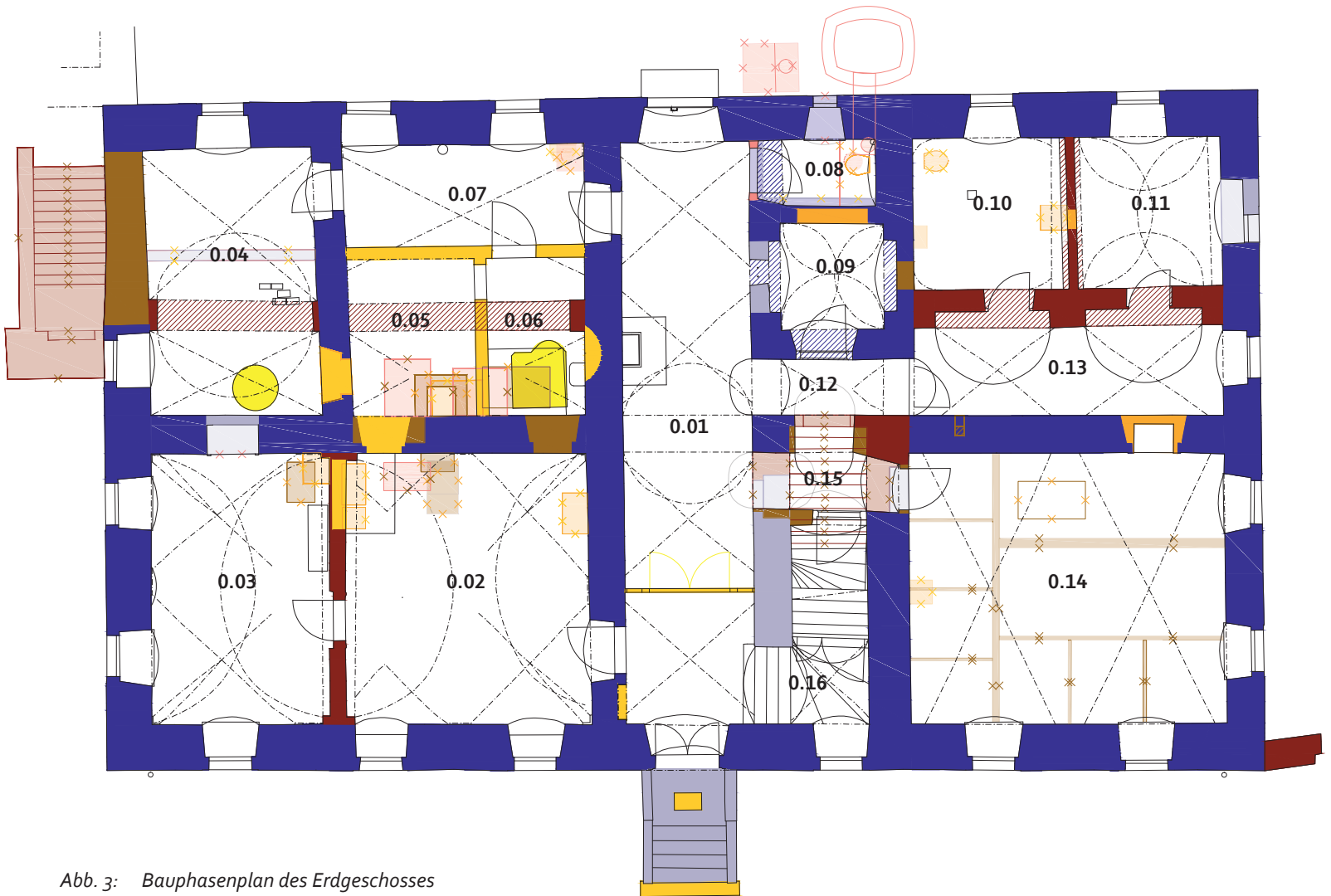


Abb. 3: Bauphasenplan des Erdgeschosses



Abb. 4:
Bauphasenplan des
Obergeschosses

Legende Bauphasen

■ möglicherweise noch 1636	■ 1891	■ 2003 bis 2008
■ 1782 bis 1785	■ 1914 bis 1927	■ unbestimmt
■ 1806 bis 1809	■ 1950er	■ 1984/85



Abb. 5

Der Fotoclub Regenstauf beteiligte sich 2018 an einem Ausstellungsprojekt im ehemaligen Pfarrhof in Altenthann. Christian Greller, Sandra Pautz und Michael Straubinger fotografierten dafür den Pfarrhof in ihren eigenen Stilen und aus unterschiedlichen Perspektiven. Dabei sind faszinierende Bilder entstanden, von der Detailaufnahme bis hin zum Drohnen-Luftbild. Die Abbildungen 5 bis 29 illustrieren auf den folgenden Seiten den Beitrag von Hanna H. Hubertus und dokumentieren zugleich die Ausstellung, die von Juli bis Oktober 2018 zu sehen war.

Aus diesen Befunden lässt sich ableiten, dass der Keller, wesentliche Teile des Erdgeschosses und möglicherweise kleine Bereiche des Obergeschosses aus der Zeit vor 1782 stammen und überkommene Überreste des ehemaligen Hofmarkschlosses darstellen.

Vom Schloss zum Pfarrhof

Das heutige Gebäude wirkt für einen Schlossbau recht schlicht, für ein Pfarrhaus jedoch sehr stattlich. Es stellt sich deshalb die Frage, ob es nach dem Brand 1782 als Pfarrhaus oder als Schloss errichtet wurde. In den vorhandenen Archivalien wird das Pfarrhaus erstmals 1804 „Pfarrhof“ bzw. „Schloß respec Pfarrhof“ genannt. 1806 taucht das letzte Mal die Bezeichnung „Schloß“ für das Gebäude in den Dokumenten auf. Damit bieten die Archivalien nicht die gesuchte Antwort.

Altenhann hat in der Geschichte nie eine größere wirtschaftliche oder politische Bedeutung erlangt, und auch über das Kloster Frauenzell, in dessen Besitz es lag, heißt es um 1782, es sei „durch ganz außerordentl. wiederholte Unglücksfälle von allen Mittlen entblößet“¹⁴. Eine Wiedererrichtung aufgrund des wirtschaftlichen Reichtums scheidet deshalb wohl aus. Geht man davon aus, dass bei dem Brand sowohl das Schloss als auch das alte Pfarrhaus zerstört wurden, wäre es denkbar, dass man aus Kostengründen nur das Schloss wieder aufbaute, um dort sowohl den Sitz der Verwaltung als auch den des Pfarrers unterzubringen. Außerdem ist es nicht auszuschließen, dass sich erst im Laufe der (Wieder-) Aufbauarbeiten des Schlosses die Idee entwickelte, dieses nach der Fertigstellung als Pfarrhaus zu nutzen.

Aufgrund der Befunde am Gebäude kann ein kompletter Neubau ausgeschlossen werden, denn der Keller mit den Fundamenten und Teile des Erdge-



Abb. 6



Abb. 7

schosses wie die schwarze Küche (R 0.09) stammen aus einer älteren Bauphase als das Obergeschoss und damit vermutlich noch aus der Zeit vor dem Brand. Letztendlich kann die Frage bislang nicht abschließend beantwortet werden. Sicher ist, dass Reste des Hofmarkschlosses beim Wiederaufbau übernommen wurden, und vermutlich liegt hierin auch der Grund für die Größe und Ausstattung des heutigen Gebäudes. Ein dem Pfarrhaus in Altenthann in Gestalt und Dimension sehr ähnliches Hofmarkschloss findet sich beispielsweise in Mauern in Oberbayern.¹⁵

Wiederaufbau nach dem Brand von 1782

Nach dem Brand von 1782 waren umfangreiche Instandsetzungs- und Umbauarbeiten notwendig. Dies wird durch die Archivalien bestätigt, in denen um die Durchführung einer Kollekte gebeten wird.¹⁶ Aus der Bitte um die kostenlose Überlassung von weiteren 12 Zentner Eisen, also in etwa 672 kg, im Jahr 1784 lässt sich einerseits schlussfolgern, dass das Kloster Frauenzell nicht die finanziellen Mittel für den Wiederaufbau hatte.¹⁷ Andererseits stellt sich die Frage, wofür diese große Menge Eisen benötigt wurde. Für das Gössweinsteiner Pfarrhaus ist die Anschaffung von gusseisernen Öfen im Jahr 1748/49 bezeugt.¹⁸ Nimmt man dies als Grund für die Bitte nach Eisen auch für das Pfarrhaus in Altenthann an, würde das bedeuten, dass man sich bereits im Sommer 1784 um die Beschaffung der Ausstattung kümmerte und die Wiederaufbauarbeiten kurz vor dem Ende standen.

Während die Archivalien zum Brand des Jahres 1782 nicht genauer angeben, welche Gebäude in welchem Ausmaß zerstört wurden, gibt es – wie bereits beschrieben – eindeutige bauforscherische Hinweise darauf, dass zumindest das Obergeschoss des Pfarrhofes nach dem Brand neu errichtet wurde und auch das heutige Dach zu dieser Wiederaufbauphase gehört.

Die mit Hohlkehlen ausgestatteten Stuckdecken der südlichen Obergeschossräume (R 1.02, R 1.03 bis 1.05 und R 1.16) sind für die Erbauungszeit typisch. Ähnliche Elemente finden sich in zahlreichen untersuchten Vergleichsbauten.¹⁹ Ob in Altenthann die Stuckspiegel genauso aufwendig gestaltet waren wie in vielen der Vergleichsbauten und diese dann im Laufe der Zeit auf die heutige Form reduziert wurden, könnte durch eine restauratorische Untersuchung festgestellt werden.



Einzug des Abtes von Kloster Frauenzell 1806 bis 1809

Die Literatur berichtet übereinstimmend, dass nach der Säkularisation der letzte Abt von Frauenzell, Heinrich Mühlbauer, in den Pfarrhof zog und in Altenthann bis zu seinem Tod im Jahre 1810 als Pfarrer wirkte.²⁰ Bereits Leitl gibt in seiner Beschreibung aus dem Jahr 1860 an, dass Mühlbauer sich im Pfarrhof aufgehalten habe und vermutlich den Altar nach Altenthann brachte.²¹ Die Archivalien bestätigen jedoch nicht, dass dieser im Pfarrhaus gewohnt hatte oder als Pfarrer tätig war. Vielmehr ist es „Joseph Sohnleitner Pfarrvicar“, der über den Brand des Pfarrhofes im Jahre 1806²² berichtet und von dem die Gebäudebeschreibung aus dem Jahre 1812²³ stammt.

Diese enthält den ersten archivalischen Beleg für die Hauskapelle (R 1.15) und belegt darüber hinaus, dass im Jahre 1809 eine „Reparation geschah“. Inwieweit diese mit dem nicht zu belegenden Einzug des ehemaligen Abtes in Verbindung steht, ist ebenfalls nicht nachvollziehbar dokumentiert. Da in der Beschreibung von 1806 die Kapelle noch nicht erwähnt ist und die schlichte Raumbestaltung gegen eine bereits beim Bau des Gebäudes geplante Kapellennutzung spricht, ist es relativ sicher, dass die Hauskapelle zwischen 1806 und 1812 eingerichtet und der heutige Altar dort aufgestellt wurde. Auch die 1984 teilweise freigelegte Architekturmalerei an den Wänden und die Medaillons an der Decke stammen wohl aus dieser Zeit. Die Gestaltung des Altars spricht nicht

Abb. 8 und 9

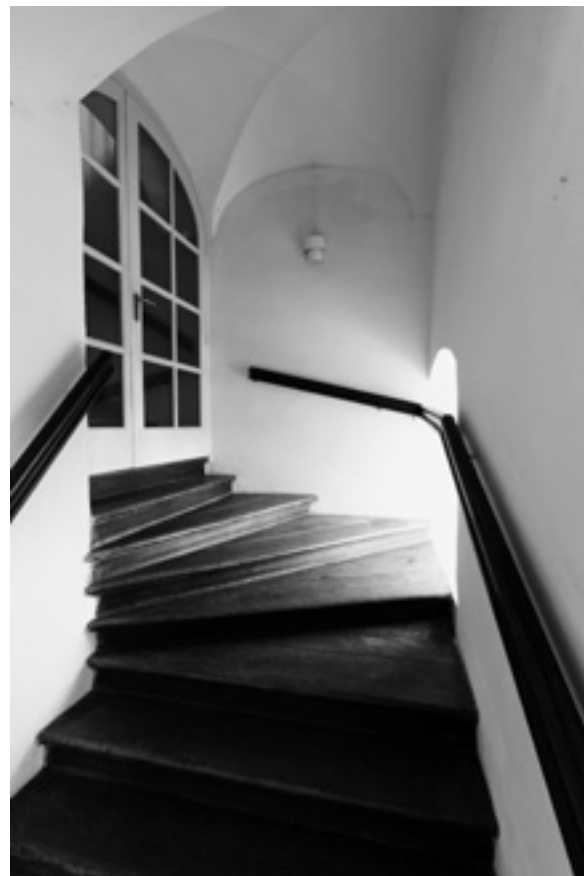


Abb. 10 und 11

dafür, dass dieser für diesen Raum entworfen wurde, sondern vermutlich im Zuge der Säkularisation kostengünstig erworben werden konnte. Die Medaillons lassen auf eine Marienverehrung schließen,²⁴ zu der auch das Altarbild, eine Kopie des Gnadenbildes Mariahilf von Lucas Cranach dem Älteren, passend ausgewählt wurde. Ob es bereits am ursprünglichen Aufstellungsort zu diesem Altar gehörte, muss offenbleiben.

Umbau des Abortes 1891

Die nächsten nachzuweisenden Maßnahmen stammen aus dem Jahre 1891. Aus den Plänen und zugehörigen Archivalien erfährt man, dass sich vor dem Umbau nur ein Abort im Obergeschoss befand (R 1.12), dessen Grube größtenteils darunter im heutigen WC (R 0.08) lag.²⁵ Ein hölzerner Abort befand sich direkt außerhalb des Hauses neben der hinteren Eingangstüre. Der Umbau des Abortes wurde erforderlich, da durch die innenliegende Fäkaliengrube das Mauerwerk geschädigt wurde. Zudem musste „ein ganz ruinöser Abort“ nun auch vom Pfarrer genutzt werden, da dieser das Obergeschoss nach einem Schlaganfall



Abb. 12

nicht mehr bewohnen konnte.²⁶ Der heutige Toilettenraum im Erdgeschoss (R 0.08) mit zugehöriger Fenster- und Türöffnung ist vermutlich in dieser Zeit entstanden. Die hölzernen „Schläuche“ sind im Zuge der Arbeiten ausgetauscht worden,²⁷ das stattdessen eingebaute gusseiserne Rohr besteht noch heute.

Nutzungsänderungen und Modernisierungen 1914 bis 1927

Auch wenn es im Jahre 1921 einen Pfarrerwechsel in Alenthann gab, ist davon auszugehen, dass sämtliche Modernisierungsmaßnahmen und Nutzungsänderungen bereits 1912 bzw. 1914 geplant waren, die

Umsetzung jedoch erst nach und nach bis 1927 erfolgte.

In den Archivalien ist die Nutzung des südöstlichen Raumes im Erdgeschoss (R 0.14) zuerst als Pferde- und später als Schweinestall belegt. Da es sich jedoch aufgrund der Gewölbeform und der Südlage eigentlich um eine hierarchisch wichtige Lage handelt, ist zu vermuten, dass diese Nutzung hier nicht ursprünglich geplant war. Bereits 1915 wird auf die Schädigungen des Gebäudes durch die Stallnutzung und auf die Dringlichkeit der Verlegung des Viehs in ein Nebengebäude hingewiesen. Noch heute ist in den umgebenden Wänden eine hohe Salzkonzentration feststellbar, die durch die Fäkalien verursacht wurde.



Abb. 13

Die Befunde lassen darauf schließen, dass sich im Rahmen dieser Nutzungsänderungen auch die Erschließung änderte. Der Stall (R 0.14) war direkt über eine Tür in der Ostfassade anstelle des heutigen südlichen Fensters von außen zu erreichen, wie man einem Grundriss aus dem Jahre 1891 entnehmen kann, sodass dieser Wirtschaftsbereich von den Wohnräumen getrennt war. Der zweite Zugang aus dem Stichflur (R 0.13) wurde später zu einem Wandschrank verändert. Für die neue Erschließung wurde der Durchgangsraum (R 0.12) eingerichtet und der Kellerzugang musste weiter nach Süden versetzt werden. Der obere Teil der Kellertreppe wurde hierfür ab dem

Zwischengeschoss mit gewendelten Naturstufen neu errichtet. Der untere Bereich aus Ziegelsteinen wurde erhalten.

Die Türen des ehemaligen Stalls (R 0.14) stammen wohl aus dieser Zeit und zwar aus derselben Serie wie die in den südwestlichen Räumen des Erdgeschosses (R 0.02 und R 0.03). Möglicherweise stehen auch sie im Zusammenhang mit einer Nutzungsänderung: Der Erdgeschossgrundriss aus dem Jahre 1926²⁸ bezeichnet den östlichen dieser Räume (R 0.02) als „neue Küche“ und die damals noch nicht aufgeteilten Räume im Nordwesten (R 0.05 bis R 0.07) als „alte Küche“.²⁹ Für den Schweinestall (R 0.14) ist im Plan von



Abb. 14 und 15



Abb. 16 und 17



Abb. 18 und 19



Abb. 20, 21 und 22

1926 die Nutzung als „Amtszimmer“ eingetragen,³⁰ wohingegen die Grundrisszeichnung des Kellers aus dem Jahr 1927 diesen Raum mit „Speise Zimmer“ bezeichnet. Anscheinend dauerte es einige Zeit, bis sich eine Nutzung für das neu hinzugewonnene Zimmer etablierte.

Auch im Obergeschoss sind einzelne Veränderungen aus dieser Phase festzustellen. Die Archivalien aus dem Jahr 1915³¹ bestätigen, dass der zweite Raum von Nordwesten (R 1.08 bis 1.10) 1915 unterteilt wurde, um ein Schlafzimmer für den Hilfspriester einzurichten.³² Zunächst gab es wohl nur in einigen Räumen elektrisches Licht, bis 1927 mit dem Einbau der Kraftanlage die Installation auch im Keller umgesetzt wurde.

Modernisierungen zwischen 1927 und 1983

Die Veränderungen, die zwischen 1927 und 1983 vorgenommen wurden, sind nicht durch Archivalien belegt, so dass eine genauere Datierung schwierig ist. Da bei der darauffolgenden Baumaßnahme um 1984 viele Einbauten wieder entfernt wurden, sind einige Änderungen nur durch den Vergleich der historischen Pläne oder durch mündliche Überlieferungen nachvollziehbar. Fasst man die Erkenntnisse zusammen, so lässt sich ein Gesamtkonzept zur Modernisierung des Gebäudes erkennen, weshalb sie wohl als eine zusammenhängende Veränderungsphase anzusprechen sind. Möglicherweise stehen die Arbeiten dabei mit dem Pfarrerwechsel 1956/57 in Verbindung.

Als Modernisierungen sind zum einen die Errichtung neuer Kaminschächte in den Längswänden sowie der Abbruch der vorhandenen Öfen zu nennen. Zum anderen wurden weitere Wasserleitungen für die Installation von zusätzlichen Waschbecken verlegt.³³ Durch das Schließen von Türen im Obergeschoss entstanden in den nordwestlichen Räumen (R 1.07 bis



Abb. 23

R 1.10) zwei weitere eigenständige Einheiten.³⁴ Durch die Unterteilung des südöstlichen Raumes (R 1.16) und den Umbau der ehemaligen Tür in den heutigen Wandschrank wurde ein Apartment geschaffen. Vermutlich wurden diese Veränderungen durch die steigende Bewohnerzahl und die zunehmenden Anforderungen an Hygiene und Wohnkomfort nötig.

Nutzungsänderungen und Modernisierungen 1984/85

Die letzten Instandsetzungs- und Umbauarbeiten erfolgten in den Jahren 1984/85. Dabei wurden die Wohnräume komplett in das Obergeschoss verlegt, so dass im Erdgeschoss das Gemeindebüro (R 0.02) eingerichtet werden konnte. Außerdem wurden für



Abb. 24 und 25

den Pfarrer und seine Haushälterin eigene, innerhalb ihrer Appartements liegende Badezimmer geschaffen (R 1.04 und R 1.08). Mit dem Einbau der „Zentralheizung mit Öllager“³⁵ (R 0.05 und R 0.06) tauschte man auch die Fenster aus und schuf durch den Einbau der zusätzlichen Tür im Eingangsbereich (R 0.01) einen Windfang. Die Heizungsanlage sowie der Öltank wurden durch neue Unterteilungswände von der „alten Küche“ (R 0.05 bis R 0.07) separiert. Im angrenzenden nordwestlichen Raum (R 0.04) wurde die seit mindestens 1891 bestehende Trennwand abgerissen. Die Anbringung der Heizkörper in den Fensternischen machte die teilweise erst zwischen 1926 und 1983 neu errichteten Ofenstandorte überflüssig. Die Kamine wurden abgebrochen und gegen

zwei neue ersetzt, die „dem ursprünglichen Zustand entsprechend symmetrisch am First des Walmdaches aufsitzen“.³⁶

Veränderungen nach 2003

Mit der Errichtung des neuen Pfarrheimes im Jahre 2001 zog das Pfarrbüro aus (R 0.02 und R 0.03),³⁷ und nach der Pensionierung des letzten Pfarrers im Jahre 2003 wurde das Pfarrhaus an die kinderreiche Familie des Diakons vermietet. Während dieser Zeit wurden viele Räume als Kinderzimmer genutzt. Überdies wurde statt der Öl- eine Pelletheizung eingebaut (R 0.05 und R 0.06). Seit dem Auszug der Familie 2011 steht das Gebäude leer.

Zusammenfassung

Das ehemalige Hofmarkschloss sowie das alte Pfarrhaus waren im Jahre 1782 dem Brand zum Opfer gefallen. Der Wiederaufbau des Schlosses erfolgte unter Einbeziehung der erhaltenen Reste des ehemaligen Schlosses im Keller- und Erdgeschoss, während das Obergeschoss neu errichtet wurde. Das Dach des heutigen Pfarrhauses wurde 1784 (d) aufgeschlagen und stellt vermutlich den Abschluss der Bauphase dar. Mit dem Einzug des Abtes kam es zwischen 1806 und 1809 zu ersten Umbaumaßnahmen und der Einrichtung der Hauskapelle (R 1.15). Im Jahre 1891 sind weitere Baumaßnahmen in Folge eines Abortumbaus bekannt (R 0.08 und R 1.12). Größere bauliche Veränderungen zwischen 1914 und 1927 stehen mit der Verlegung des Stalles aus dem Erdgeschoss des Wohngebäudes in ein Nebengebäude in Zusammenhang. Dabei wurden der Verlauf der Kellertreppe sowie die Erschließungssituation des südöstlichen Raumes im Erdgeschoss (R 0.14 und R 0.15) verändert. Für diese Zeit sind die Erneuerung des Daches sowie der Austausch einiger Türen und sämtlicher Fenster bekannt. Die letzten größeren Umbaumaßnahmen fanden 1984/85 statt.

Trotz der baulichen Veränderungen konnte eine lange Nutzungskontinuität festgestellt werden. Das Erdgeschoss beherbergte bis 1984/85 Küche, Wohnstuben und hauswirtschaftliche Räume. Das Obergeschoss war bis zur Verlegung der Küche dem Wohnen und Schlafen des Pfarrers bzw. seiner Hilfspriester und später der Haushälterin vorbehalten.



Abb. 26

Ausblick und Empfehlungen zum Erhalt

Im Rahmen der Masterarbeit konnte die Bau- und Nutzungsgeschichte des Pfarrhofes in Altenthann nach dem Brand von 1782 weitestgehend rekonstruiert werden. Da einige Fragestellungen durch die Befunde nicht endgültig geklärt werden können, sollte im Hinblick auf die kommenden Arbeiten eine fortlaufende Dokumentation neuer Erkenntnisse durch einen Bauhistoriker angestrebt werden. Hierbei ist beispielsweise bei Putzerneuerungen und Durchbrüchen auf einer Dokumentation und Untersuchung des Mauerwerks zu achten, da letztendlich nur die großflächigere Öffnung des Mauerwerks die Vermutungen im Zusammenhang mit dem Erd- und Obergeschoss



Abb. 27

bestätigen könnten. Die Maßnahmen sollten dabei von einem Restaurator begleitet werden, der Putz- und Farbschichten der Bauteile dokumentiert und frühere Zustände rekonstruieren kann. Bei Veränderung der Böden des Obergeschosses ist eine dendrochronologische Untersuchung der Deckenbalken des Erdgeschosses denkbar, die vor allem im südlichen Teil die vermutete Datierung der Gewölbe bestätigen könnte. Archäologische Untersuchungen können zu Erkenntnissen über die ehemalige Burg, das Schloss

sowie das ehemalige Pfarrhaus und die Nebengebäude führen und sollten vor den anstehenden Baumaßnahmen im Umfeld des Pfarrhauses in Auftrag gegeben werden. Eine Entsalzung des Mauerwerks ist vor allem im Erdgeschoss im Bereich der ehemaligen Stallungen notwendig.

Die Hoffnung besteht, dass der Pfarrhof in Altenhann durch die geplante Umnutzung sowie den Willen und das Wohlwollen der interessierten Beteiligten noch lange Zeit erhalten bleibt.



Abb. 28

- 1 Kathrin BERTRAM, Hanna HUBERTUS, Der Pfarrhof in Altenthann (Landkreis Regensburg). Dokumentation – Geschichte – Bewertung, Masterarbeit an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg und der Hochschule Coburg, eingereicht im Sommersemester 2015.
- 2 Während Anton GRUBER, Altenthann in der Oberpfalz, historisch und topographisch beschrieben von Anton Gruber, Schullehrer in Altenthann, Altenthann 1845, S. 15 und Emil Fuchs, Pfaffenfang. Geschichte und Geographie einer Steuergemeinde. Historischer Aufsatz, in: Jubiläum der Freiwilligen Feuerwehr Pfaffenfang, Pfaffenfang 1986, S. 12–14, hier S. 12 angeben, dass Teile übernommen wurden, ist in einem Brief (um 1782) von der zum Kloster Frauenzell gehörigen „abgebrunnene[n] Oekonomie zu Altenthann“ die Rede (Bayerisches Hauptstaatsarchiv München (künftig BayHStA), Klosterliteralien Faszikel 227/28; BayHStA, Kurbayern, Hofkammer, Archivalien 1914, Brief vom 29. Juli 1784).
- 3 Vgl. Philipp APIAN, Topographie von Bayern und bayerische Wappensammlung zur Feier des siebenhundertjährigen Herrscherjubiläums des erlauchten Hauses Wittelsbach, Ingolstadt 1568 (Nachdruck München 1880), S. 339/22: „Altthann p., templ. et arx in colle“. Kartenausschnitt unter: <http://bavarikon.de/object/bav:BSB-MAP-000000HBKSF15B00> (letzter Zugriff: 25.09.2018).
- 4 Der Bereich der Kirche und des Pfarrhofes ist als Bodendenkmal mit der Denkmalnummer D-3-6939-0080 in die Bayerische Denkmalliste eingetragen, da dort „Spuren von Vorgängerbauten bzw. (...) eines mittelalterlichen Adelssitzes“ vorhanden sind. http://www.geodaten.bayern.de/denkmal_static_data/externe_denkmalliste/pdf/denkmalliste_merge_375114.pdf (letzter Zugriff: 25.09.2018).
- 5 Vgl. Andreas BOOS, Burgen im Süden der Oberpfalz. Die früh- und hochmittelalterlichen Befestigungen des Regensburger Umlandes, Regensburg 1998, S. 440.
- 6 BayHStA, GL Donaustauf 1, 162; Diethard Schmid, Regensburg I. Das Landgericht Stadtamhof, die Reichsherrschaften Donaustauf und Wörth (Historischer Atlas von Bayern, Teil Altbayern Heft 41), München 1976, S. 103; Fuchs, Pfaffenfang (wie Anm. 2), S. 13.
- 7 BayHStA, GL Donaustauf I, 288; Schmid, Regensburg (wie Anm. 6), S. 103; Fuchs, Pfaffenfang (wie Anm. 2), S. 13).
- 8 Vgl. Joseph SÄCHERL, Chronik des Benediktiner-Klosters Frauenzell nebst geschichtlichen Nachrichten über Brennbach, Bruckbach, Siegenstein und Süßenbach, Altenthann, Pettenreuth, Arrach, Zell, Martins-Neukirchen, Marienstein und Hetzenbach, in: Verhandlungen des historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg (VHVO) Bd. 15, Regensburg 1853, S. 257–487, hier S. 430. Von einem älteren Pfarrhaus außerhalb der Hofmark ist auch bei Gruber, Altenthann (wie Anm. 2), S. 9f. zu lesen, doch über die Errichtung des neuen Pfarrgebäudes gibt er keine Informationen.
- 9 Vgl. Michael WENING, Historico-Topographica Descriptio. Das ist: Beschreibung, deß Churfürsten- und Herzogtums Ober- und Nidern Bayrn, Teil 4, München 1726, S. 63; Sächerl, Chronik (wie Anm. 8), S. 430.
- 10 Als Ohren oder Ohrung bezeichnet man die vorspringenden Ecken von Rahmen zum Beispiel an Fenstern oder Türen. Die Ohren des Pfarrhauses in Altenthann sind auf der Fotografie einer Primiz zu erkennen, das vermutlich zwischen 1910 und 1930 aufgenommen wurde und im Heimatmuseum Altenthann aufbewahrt wird.
- 11 Scharrierung ist eine Oberflächenbearbeitung, bei der mit einem Steinmetzisen gleichmäßige, parallele Rillen geschlagen werden.
- 12 Vgl. hierzu u.a. das Pfarrhaus Schwarzenbach von 1750/51 (Plan bei Robert GIERSCHE, Die Pfarrhöfe des Stifts Waldsassen im Landkreis Tirschenreuth und ihre Entwicklung im 17. und 18. Jahrhundert, in: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege München (Hg.): Denkmäler in Bayern. Ensembles, Baudenkmäler, archäologische Geländedenkmäler, Bd. 3.45 Landkreis Tirschenreuth, München 2000, S. LXXXIX–CIII, s. Abb. 6).
- 13 Auch die übrigen Kappendecken im Pfarrhaus stammen vermutlich aus dieser Bauphase. Dies betrifft die beiden kleinen Räume im Nordosten (R 0.10 und R 0.11). Wie deutlich an den Rissen und den Gewölbeanfängen zu erkennen ist und die historischen Pläne belegen, ist die heutige flache Decke im westlichen Raum vermutlich im Zusammenhang mit der Einrichtung des Badezimmers um 1926 unterhalb des Gewölbes eingezogen worden.
- 14 BayHStA, KL Faszikel 227/28.
- 15 Vgl. GEMEINDE MAUERN (Hg.), Das ehemalige Hofmarkschloss Mauern. Festschrift zur Fertigstellung der Instandsetzung im Jahr 2009, Mauern 2009.
- 16 BayHStA, KL Faszikel 227/28, Brief um 1782, Mitteilung vom 31. August 1782, Mitteilung vom 24. Mai 1783.
- 17 BayHStA, Kurbayern Hofkammer, Archivalien 1914, Brief vom 29. Juli 1784.
- 18 Transkription der Archivalien bei Johann KETTNER, Gößweinsteins Pfarrpalais, Wesseling 1997, S. 41.
- 19 Vgl. dazu u.a. die Pfarrhöfe in Landshut, Buch am Erlbach und Loiching.
- 20 Grabstein von Karl Heinrich Mühlbauer in der Kirche St. Nikolaus in Altenthann, u. a. bei Fuchs, Pfaffenfang (wie Anm. 2), S. 13.
- 21 Vgl. J. LEITL – Jos. LAUSER, Beschreibung der Pfarrei Altenthann im Dekanate Thumstauf, o.O. 1860, Abschrift von H. Hemrich 1979, o. S.
- 22 Staatsarchiv Amberg (künftig StAAm), Regierung Oberpfalz, Kammer des Inneren 5028, Brief vom 8. Juli 1806.
- 23 StAAm, Regierung Oberpfalz, Kammer des Inneren 5028, Beschreibung vom 18. Mai 1812.
- 24 Leitl gibt in seiner Beschreibung an, dass sich zwei Kreuzpartikel im Altar befanden, die vermutlich der Abt Mühlbauer hierherbrachte, vgl. Leitl, Beschreibung (wie Anm. 21), o.S.
- 25 Bereits in der Beschreibung von 1809 ist für diesen Raum die Nutzung als Abort belegt, damals als „s.v. Loca“ bezeichnet (StAAm, Regierung Oberpfalz, Kammer des Inneren 5027, Beschreibung vom 15. Dezember 1806).
- 26 StAAm, Regierung Oberpfalz, Kammer des Inneren 5027, Kostenauflistung Abortumbau 1891.
- 27 Im Ortsstatut der Stadt Heilbronn aus demselben Jahr finden sich ganz ähnliche Vorschriften wie die hier umgesetzten Baumaßnahmen. Dort heißt es beispielsweise, dass „die erforderliche Anzahl von Abtritt-Lokalen“ einzurichten ist und dass die „Abfallröhren vom Abtrittsitz zur Grube“ aus unvergänglichem Material hergestellt werden müssen (vgl. Roland RÖSCH, „Hier stinks!“ Heilbronner Latrinengeschichte von 1800 bis 1950, Onlinepublikation 2011, S. 23f. <https://stadtarchiv.heilbronn.de/fileadmin/daten/stadtarchiv/online-publikationen/18-roesch-latinengeschichte.pdf>; letzter Zugriff: 25.09.2018).

- 28 Der Plan wurde im Jahr 1926 um die geplanten Leitungsverlegungen ergänzt. Aus welchem Jahr die Plangrundlage stammt, ist nicht bekannt.
- 29 Anscheinend gab es auch Überlegungen, hier das Wohnzimmer einzurichten, wie die durchgestrichene Bezeichnung im Grundriss nahelegt.
- 30 Auch für diesen Raum gab es eine andere Nutzungsüberlegung, denn die Bezeichnung „Küche“ ist durchgestrichen.
- 31 StAAM, Regierung Oberpfalz, Kammer des Inneren 5027, Bericht vom 5. November 1915.
- 32 Hierfür wurde eine Wand eingezogen, sowie eine Türöffnung in die südliche Flurwand gebrochen. Da die Lage der Tür etwas nördlicher liegt als die heute bestehende, die nachweislich 1984 eingebaut wurde, und die Aufnahme des Obergeschossgrundrisses aus dem Jahr 1983 keine Tür in der Wand zeigt, ist sicher, dass es sich nicht um die heutige Tür 1.09/1.07 handelt.
- 33 Auch wenn im Erdgeschossgrundriss aus dem Jahr 1926 kein Wasseranschluss in der „neuen Küche“ dargestellt ist, muss man stark davon ausgehen, dass mit der Umnutzung auch ein Wasseranschluss eingerichtet wurde.
- 34 In Raum 1.03 wurde die um 1915 eingezogene Querwand abgebrochen und die Tür zum Nachbarraum 1.02 zugesetzt. Für die zweite Einheit schloss man die Tür zum Nachbarzimmer 1.07 und schaffte mit dem Einbruch einer neuen Tür zum Längsflur einen direkten Zugang.
- 35 Akten des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege (künftig BLfD), Brief vom 18. Juni 1984.
- 36 BLfD, Brief vom 18. Juni 1984.
- 37 Vgl. Agnes MANSKE, Die Pfarrkirche in Altenthann. Zum 100. Jahrestag des Neubaus von 1906, Altenthann 2006.

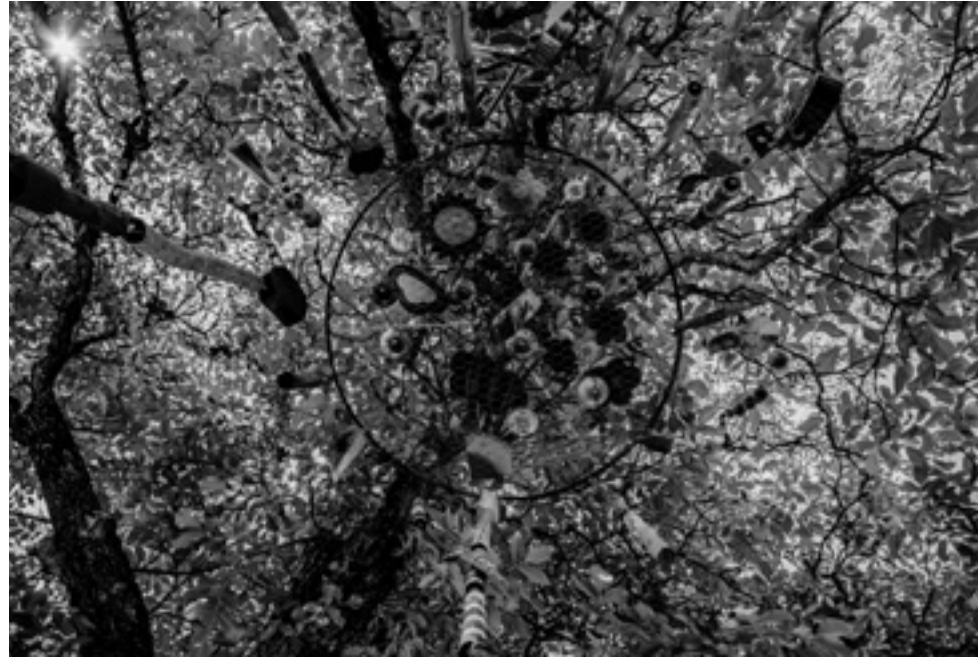


Abb. 29



Abb. 1: Instrumentalmusik auf höchstem Niveau zeichnet das kleine, aber feine Kulturzentrum aus.

Fritz Wallner

Das ARTONICON in Unterlaichling

Ganz große Kunst im ganz kleinen Dorf

Im Gemeindeteil Unterlaichling des Marktes Schierling ist in dem über 400 Jahre alten ehemaligen Pfarrhof das kleine, aber feine Kulturzentrum ARTONICON entstanden. Es wird dort der Musik, der darstellenden Kunst, Fotografie und Malerei gleichberechtigt ein besonderer Raum gegeben. Ein Schwerpunkt liegt auf der Nachwuchsförderung.

Ermöglicht hat das alles die Familie von Hans Langrieger und Sascha Borchers-Langrieger, die im Jahre 2009 das bedeutende, denkmalgeschützte Anwesen gekauft und seitdem immer wieder in Teilen renoviert hat.

Unterlaichling ist ein eher kleines Dorf im äußersten Süden des Landkreises Regensburg und der Oberpfalz und seit 1971 ein Gemeindeteil des Marktes Schierling. Eine Pfarrstelle ist schon seit 814 urkundlich bekannt. Im Laufe der Jahrhunderte hat es bedeutende Persönlichkeiten erlebt und war Schauplatz von kriegerischen Auseinandersetzungen. Beispielhaft zu nennen ist „Konrad III. von Laichling“, der 25. Bischof von Regensburg von 1186 bis 1204. 750 Jahre später gibt mit Wugg Retzer ein Journalist und Mitglied der Literatenvereinigung Münchner Turmschrei-

ber sowie Inhaber des Bayerischen Poetentalers das Dorf Unterlaichling als seine eigentliche Heimat an. Und schließlich hat der „Bettelberg“ nahe des Dorfes bei der Schlacht bei Eggmühl am 22. April 1809 eine mitentscheidende Rolle gespielt.

Quellensucher

Hans Langrieger ist ein belesener Feingeist mit Studien der Medizin, Musik und Architektur. Das letzte Fach hat er zu seinem Hauptberuf gemacht. Vor diesem Hintergrund ist er der Geschichte und den Quellen des alten Pfarrhofes sehr intensiv und ausführlich nachgegangen und hat diese in einem großen Aufsatz zusammengefasst. Es heißt darin: „Die erste Pfarrstiftung von Laichling geschah im Hause des Sohnes Karls des Großen, nämlich Kaiser Ludwig des Frommen. Ludwig erfüllte die Festlegungen Karls, u. a. jene im Capitulare de vilis, worin verfügt war, wie das Land in seiner materiellen und geistigen Verfassung geordnet sein sollte. Die Pfarrstiftung sollte also das Sacerdotium von Regensburg unterstützen, wo damals ein aufstrebender Ort der Wissenschaften und der Gelehrsamkeit war, aber auch in seiner Repräsentanz auf dem kleinen Dorf. Stifter waren ein Ministeriale Ludwigs des Frommen, nämlich ein namentlich bekannter Geparo (sive. Gepard, Gebhard) zusammen mit seinem begünstigten Sohn, dem Presbyter Atto.“¹



Abb. 2:
In den Gewölben des
ehemaligen Kälber-
und Jungrinderstalls
des alten Pfarrhofs
Unterlaichling hat
das ARTONICON
seine Heimat.

Hans Langriebers Frau Sascha Borchers-Langrieber ist gelernte Buchhändlerin und Werbeassistentin. Sie studierte außerdem Deutsch als Fremdsprache, Germanistik und Neuere Geschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Während ihres Studiums unterrichtete sie ein Trimester an der University of British Columbia in Vancouver/Kanada, danach an verschiedenen Sprachschulen in München sowie drei Jahre als Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Germanistischen Fakultät der Aichi University in Toyohashi/Japan. Heute leitet sie Integrationskurse an der VHS Erding.

Der „alte Pfarrhof“

Der Architekt Hans Langrieber hat bei seinen Nachforschungen herausgefunden, dass das „Meßnerhaus“ in unmittelbarer Nähe zur Kirche das ältere Laichlinger Pfarrhaus gewesen war. Das „Meßnerhaus“ wurde offenbar im 16. Jahrhundert vom Pfarrherrn dem „custos“ und damals „clerus minor“ als Wohnhaus abgetreten. Darum befindet sich das jetzt als „alter Pfarrhof“ angesehene Ensemble in vergleichsweise großer räumlicher Distanz zur Pfarrkirche. Langrieber schreibt dazu: „Als Regensburg 1528 die Refor-

mation einführte, blieb auch die Pfarrstelle Laichling nicht unberührt und schon 1542, beim Entwurf der Neupfarrkirche, erwog man in der Diözese die Einführung des Baustils der Renaissance. Aus dieser frühen Neuzeit, Terminus ante 1582, stammt die Kernsubstanz des Wohnhauses, wie sich u. a. an den exakt musikalischen Türproportionen 2:1 (Oktave = reine Harmonie), ablesen läßt. Die barocke, im Wesentlichen noch heute stehende Baumasse des Wohnhauses von 1696, war entgegen bisheriger Annahme kein vollständiger Neubau, wie die Erhöhung und innere Asymmetrie im Dachgeschoß enthüllt.“²

In Privatbesitz

Anfang der fünfziger Jahre des letzten Jahrhunderts war der Pfarrhof in einem schlechten Zustand. Der neue – junge – Pfarrer, Peter Frank, wollte dort nicht mehr wohnen und deshalb entstand nebenan ein neues Gebäude. Schon der legendäre Pfarrer Schnirle hatte Jahrzehnte zuvor die Landwirtschaft nicht mehr selbst betrieben. Das jetzt über 400 Jahre alte ehrwürdige Areal mitten im Dorf mit Blick auf die Kirche gelangte damals in Privatbesitz und wechselte mehrfach den Eigentümer. 2009 übernahm es die Familie Langrieger. Der Architekt mit dem Faible für die Kunst nahm sich zuerst den ehemaligen Stall vor. Die Nut in den Gewölbe-Säulen ließ Langrieger vermuten, dass Boxen abgeteilt waren, die Kälbern oder Jung-rindern dienten. Im breiteren Joch standen die Tiere, das schmälere diente als Futtergang. Insbesondere die Wand sei in einem sehr schlechten Zustand gewesen, eine großflächige Reparatur war unumgänglich. Daneben wurde der Fußboden mit Naturdielen erneuert und die Beleuchtung für die künftigen Zwecke eingebaut. Es gab sehr viel zu tun und zu investieren. Dabei schöpften die Langrieigers eher aus ihrer schier

unerschöpflichen kreativen Energie als aus einem finanziellen Polster oder sprudelnden Geldquellen.

Das Kulturzentrum startet

Schon im Juli 2010 wurde das ARTONICON im südlichen Ökonomietrakt des alten Pfarrhofes mit einer Matinee in Gestalt einer Vernissage zum Thema „Augenblicke“ mit der Malerin Ulrike Remiger und dem Konzertgitarristen Rainer Stegmann aus der Taufe gehoben. Dass sich der Einsatz gelohnt hat, das sahen und spürten die damals „Neuen“ im Dorf, denn unerwartet viele Gäste bevölkerten das gesamte Anwesen.

Bei der Eröffnung der Matinee dankte Langrieger allen Vorbesitzern, denn jeder habe einen „außerordentlich schätzenswerten“ Beitrag geleistet, um das Denkmal zu erhalten. Die Übernahme sei zu jeder Zeit – jetzt auch für ihn und seine Gattin – eine Lebensaufgabe. Er dankte der Nachbarschaft für die Unterstützung und nannte es eine „außerordentliche Erfahrung“, wie man in einem kleinen Ort zusammenhält. Es sei ganz offensichtlich, dass sich die Laichlinger noch sehr mit ihrem alten Pfarrhof identifizieren, versicherte er nicht zuletzt dem bei der Eröffnung anwesenden Bürgermeister Christian Kiendl.

Neues von Neuen

Kein Laichlinger (weder Unter- noch Oberlaichlinger) erinnerte sich je an eine Matinee mit Vernissage in dem kleinen Dorf nördlich von Schierling. Umso erstaunlicher, dass ein großer Teil der Bewohner an diesen Ort mit dem geheimnisvollen Namen kam, der von den neuen Eigentümern Hans G. Langrieger und Sascha Borchers-Langrieger liebevoll umgebaut worden ist. „Ich bin überwältigt. Der Zuspruch hat alle Erwartungen übertroffen!“, so der Architekt. Das Rätsel



Abb. 3: Die Nachwuchsförderung – auch von jungen Meistern – ist ein wichtiger Aspekt im Programm des ARTONICON.

Wer sich über die Aktivitäten und Veranstaltungen im ARTONICON informieren möchte, findet unter www.musicalion/artonicon.de Informationen im Netz. Darüber hinaus besteht die Möglichkeit, sich unter langrieger@aol.com in eine Adressen- und/oder Mailing-Liste aufnehmen zu lassen. So wird man rechtzeitig und auch persönlich eingeladen.

über die Bedeutung des Namens „ARTONICON“, einem „etwas geschwollenen und rätselhaften Wort“, wie Langrieger selbst bekannte, lüftete er nicht. Es stehe aber sowohl für den Raum als auch für die Veranstaltungsreihe, und „der Sinn weist auf die Vereinigung von Bild- und Tonkunst hin“, verriet er damals. Und der Name soll die Klammer für ein treues Publikum sein, das er sich für die Zukunft wünschte.

Ein großer Teil des Publikums blieb treu – und viele weitere Interessenten aus einem großen Umkreis kamen dazu. Mit beachtlicher Beharrlichkeit und Kreativität konnte so im südlichen Landkreis Regensburg ein Veranstaltungsort gefestigt sowie eine Veranstaltungsreihe aufgebaut und verstetigt werden.

Nachwuchsförderung

Diese „Kultur in alten Mauern“ hat einen Boden, der auf verschiedenen Säulen ruht und inzwischen fest verankert ist. Eine ganz große Stärke des ARTONICON ist die Nachwuchsförderung. Jungen, meist hochbegabten Musikern für ihr instrumentales Spiel oder ihren Gesang eine Bühne zu geben, oft in der Vorbereitung auf die Teilnahme am Wettbewerb „Jugend musiziert“, das findet außerordentlichen Anklang und wird von den Besuchern geschätzt. Große Beachtung fand ein Konzert mit Teilnehmern der Frühförderklassen der Hochschule für katholische Kirchenmusik Regensburg und des Leopold-Mozart-Zentrums Augsburg sowie der Regensburger Domspatzen. Viele der im Laufe der Jahre aufgetretenen Talente haben es beim Wettbewerb zu bundesweiten Spitzenplätzen gebracht und kommen immer wieder gerne. Auch wenn sie sich bereits einen Namen gemacht haben, wie beispielsweise der Regensburger Pianist Alexander M. Wagner oder die Geschwister Wehrmeyer und Federle, so kommen sie immer wieder ins ARTONICON

zurück. Es wundert nicht, dass auch die Kinder der Langriegers, Kilian und Anna, die Musik lieben und ebenfalls auf hohem Niveau praktizieren. Der junge Pianist Kilian brachte 2018 sogar seine erste CD auf den Markt.

Aufgrund seiner vielfältigen Kontakte gelingt es Hans Langrieger, der selbst als Pianist auftritt und als Klavierlehrer tätig ist, auch ganz Große nach Unterlaichling zu locken. Der Pianist Prof. Karl Betz ist einer dieser Etablierten, ebenso wie Dr. Matthias Fischer aus Würzburg. Aber nicht nur am Flügel allein wird gespielt. Streich- und Blasinstrumente und nicht zuletzt auch die menschliche Stimme musizieren und erklingen in diesem schönen gewölbten Raum.

Malerei, Zeichnungen, Fotografie

Ausstellungen gehören im ARTONICON zum Kern des kulturellen Angebotes. Der Architekt und Zeichner Hubert Schelle aus München zeigte zuletzt Rundzeichnungen unter dem Titel „In Rom geht's rund“. Einige davon finden im einzigen deutschen Museum im Ausland, in der „Casa Goethe“ in Rom auf Dauer eine Bleibe. Der Maler Jock Saller mit Wohnsitz im nahen niederbayerischen Holztraubach war zuvor mit „Blumen-Gärten-Bäume“ vertreten. Christoph K. Schwarz aus Würzburg zeigte „das wahre Bild“ mit analoger Schwarzweiß-Fotografie; Fotos vom Karneval in Teneriffa von Thomas Barmé standen ebenso auf dem Programm wie Sabine Kirchhoffs Malerei und analoge Schwarz-Weiß-Fotografien von Anatanas Sutkus und Juozas Kazlauskas aus Litauen. Erstaunliche naturwissenschaftliche Zeichnungen stellte Anja Bolata aus. Mit der Autorenlesung „Im Rosengarten“ von Udo Kinner widmete sich das ARTONICON einem weiteren Genre der Kultur.



Abb 4: Die Ausstellung von Zeichnungen, Gemälden und Fotografien ist ein Kern des Angebotes, wie dieses außergewöhnliche Rundpanorama von Zeichner Hubert Schelle mit der Piazza della Rotonda und dem Pantheon in Rom.



Abb. 5:
*Von Anfang an hat
sich ein treues Pub-
likum zusammen-
gefunden.*

Alles, außer gewöhnlich

In kaum einem anderen Konzertraum sind die Zuschauer räumlich so nah an den Musikern und so eng mit ihnen verbunden. Sie können ihnen im wahrsten Sinn des Wortes auf die Finger schauen, und das ist alles andere als gewöhnlich. Gerade bei solchen Besuchern, die nicht schon ursprünglich Interesse an der klassischen Musik haben, sind das Staunen und die Bewunderung immer wieder neu zu beobachten. Der Raum ist mit einer Akustik ausgestattet, die großen Häusern sehr nahe kommt. Als im November 2012 die südkoreanische Pianistin Ju-Eun Lee Robert Schumanns „Carnaval“ op. 9 interpretierte, war in der

Mittelbayerischen Zeitung unter dem Titel „Ganz große Kunst im ganz kleinen Dorf“ zu lesen: „Auch die Dorfbewohner Hermann Grau, Hans Pernpaintner und Albert Robold kamen aus dem Staunen nicht mehr heraus, was ihnen da unter dem alten Gewölbe geboten wurde. Der 1882 errichtete Stall war vom neuen Eigentümer Hans Langrieger mit seiner Frau Sascha Borchers-Langrieger vor zwei Jahren zum Kulturraum umgebaut worden. Seitdem sind Kunst und Kultur auf höchstem Niveau dort eingekehrt. (...) Für die Pianistin Ju-Eun Lee hatten die Langriegers einen original „Steinway“-Flügel gemietet. Diese Investition

belohnte sie mit energiegeladenem, gestalterisch kontrastreichem Spiel und einer Interpretation von Schumanns stürmischer Liebe zur kaum 18-jährigen Ernestine von Fricken, dass die Besucher einerseits Gänsehaut und andererseits feuchte Augen bekamen. Staunen, sich wundern, ergriffen sein, erneut staunen und sich vor Begeisterung bewusst machen: Wir sind in Unterlaichling im Markt Schierling! Noch nie war hier so virtuoses Spiel zu hören. Die junge Dame, die am renommierten Salzburger Mozarteum studiert hat, brannte für rund 30 Minuten – so lange dauerte das Stück – ganz ohne ein Notenblatt förmlich ein Karnevals-Feuerwerk ab. Zum Teil rasten ihre Finger über die Tasten. Jeder Ton saß exakt. Ihre Körpersprache machte die Herausforderungen mit, die ihr Schumann stellte. Wer so etwas hören will, muss normalerweise in eine der Metropolen fahren und dafür viel Geld bezahlen, jedenfalls viel mehr als die acht Euro, die im ARTONICON verlangt wurden. Als Zugabe ließ die Künstlerin „Liebestraum“ von Franz Liszt hören.“³

Große Freude und tiefe Gefühle

Musik, auch klassische Musik, muss man nicht „verstehen“. Es geht nicht zuletzt auch darum, sich überraschen zu lassen und daran Freude zu haben. Dazu soll Peter Stangel, Dirigent der „Taschenphilharmonie“, zu Wort kommen: „Es ist nicht wahr, dass man Musik studiert haben muss, um Klassik zu verstehen. Es ist auch nicht wahr, dass Klassik von gestern oder langweilig ist. Und schließlich stimmt es schon gar nicht, dass das Musik nur für alte Leute ist. Die Erde ist schließlich auch keine Scheibe, und Vampire gibt es nicht wirklich, auch wenn manche Leute das behaupten. (...) Eine gute Frage ist allerdings: Warum soll man sich denn die alten Schinken überhaupt noch anhören? Darauf gibt es tatsächlich eine gute Ant-



wort: Weil sie uns heute noch was zu sagen haben. Es gibt nämlich ziemlich gute Gründe dafür, wenn etwas seit Jahrhunderten in den Charts ist. Klassische Musik, wenn sie gut gemacht ist, (...) kann Gefühle und Gedanken auslösen wie nichts sonst auf der Welt. Andere Gefühle als jede andere Sache, auch als jede andere Musik. Und so, wie auch noch unsere Kinder Shakespeare lesen werden (jedenfalls die, denen man eine Chance dazu gibt), so werden sie auch noch Beethoven hören – einfach aus dem Grund, weil da etwas drin ist, was es sonst nicht gibt. (...) Die klassische Musik will keinen Spaß verbreiten, sondern Freude. Spaß ist wie die kleine Schwester der Freude, sie ist ein bisschen koketter, schminkt sich stärker und

Abb. 6:
Das Kulturzentrum
bietet jungen Musi-
kern eine besondere
Plattform.

macht überhaupt mehr her. Mehr Laune. Ist auch ein bisschen lauter. Aber die Freude hat mehr Tiefe, mehr Inhalt – und sie hält länger vor. Der Spaß ist nämlich vorbei, wenn er vorbei ist, aber die Freude dauert an, wenn das, was sie ausgelöst hat, rum ist. (...) Es gibt einfach keinen einzigen Grund, warum irgendein Mensch Klassik nicht hören sollte. Wenigstens, finde ich, sollte man es mal probieren. Denn man bringt sich um eine große Freude im Leben, wenn man drauf verzichtet, nur weil man mal gehört oder gedacht hat: Klassik ist nichts für mich. Das stimmt nämlich nicht. Klassik ist für jeden. Gerne mal ganz spontan ausprobieren.“⁴

Gegenwart und Zukunft

Die Langriebers sind aufgrund ihrer Aktivitäten, ihres Einfallsreichtums und ihres exzellenten Netzwerks Garanten für den Bestand des kleinen Kulturzentrums im Süden des Landkreises Regensburg. Aufgrund seiner Lage strahlt es jetzt schon aus in das benachbarte Niederbayern und hat die Chance, auch dort noch mehr Freunde zu gewinnen.

Wie fast alle kulturellen Veranstaltungen ist das ARTONICON davon abhängig, dass die Finanzierung – auch durch Zuwendungen der öffentlichen Hand – gelingt. Da den Langriebers sehr daran gelegen ist, dass die Vernissagen, Konzerte und Ausstellungen einem möglichst breiten Publikum zugänglich sind, wird nur selten Eintrittsgeld verlangt. Bei freiem Eintritt wird der Besucher gebeten zu geben, was ihm als Unkostenbeitrag angemessen erscheint. Nur dank hervorragender Künstler kann aber das hohe Niveau all der Veranstaltungen überhaupt gehalten werden. Dafür sind adäquate Gagen zu leisten, denn die Musiker haben lange Ausbildungswege, die nicht selten bereits in der frühen Kindheit begonnen haben. Zu-

dem muss zu jedem Anlass der Flügel frisch gestimmt werden.

Beliebt und sehr gerne angenommen wird das liebevolle „Drumherum“, insbesondere auch die Bewirtung in der Pause und im Anschluss an jede Veranstaltung. Eine Kostendeckung ist so aber leider nicht zu erreichen. Umso wichtiger ist es daher, dass der Markt Schierling über den Musikförderverein ein jährliches Budget zur Verfügung stellt, auf das sich das ARTONICON verlassen kann, um weitere Veranstaltungen planen und namhafte Künstler engagieren zu können. Den Verantwortlichen ist durchaus bewusst, dass klassische Musik, Kunst und Kultur Herz und Gemüt eines jeden Menschen nicht nur stärken und zusammenhalten, sondern dass diese ebenso wichtig sind wie Bewegung und Sport. All das stärkt die Gemeinschaft. Dem ARTONICON ist es außerdem gelungen, private Sponsoren zu akquirieren, die zum Beispiel zeitweise das Mieten eines hochwertigen Konzertflügels ermöglichen. Weitere Sponsoren werden aber dringend gesucht, die der unterstützungswürdigen Initiative und ehrenamtlichen Arbeit der Langriebers einen soliden Boden gewährt, damit es weiterhin „große Kunst im kleinen Dorf“ geben kann.

1 Hans G. LANGRIEBER, Zur Geschichte des Alten Pfarrhofs Unterlaichling, <https://www.musicalion.com/presences/cs/?artonicon/u3>

2 a.a.O.

3 Mittelbayerische Zeitung Regensburg, <https://www.mittelbayerische.de/region/regensburg-land-nachrichten/ganz-grosse-kunst-im-ganz-kleinen-dorf-21364-art849290.html>

4 <https://die-taschenphilharmonie.de/ueber-uns/peter-stangel/>



Abb. 7: Hans Langrieger und Sascha-Borchers Langrieger sorgen mit ihren Kindern Anna und Kilian für immer neue kulturelle Veranstaltungen im ARTONICON.

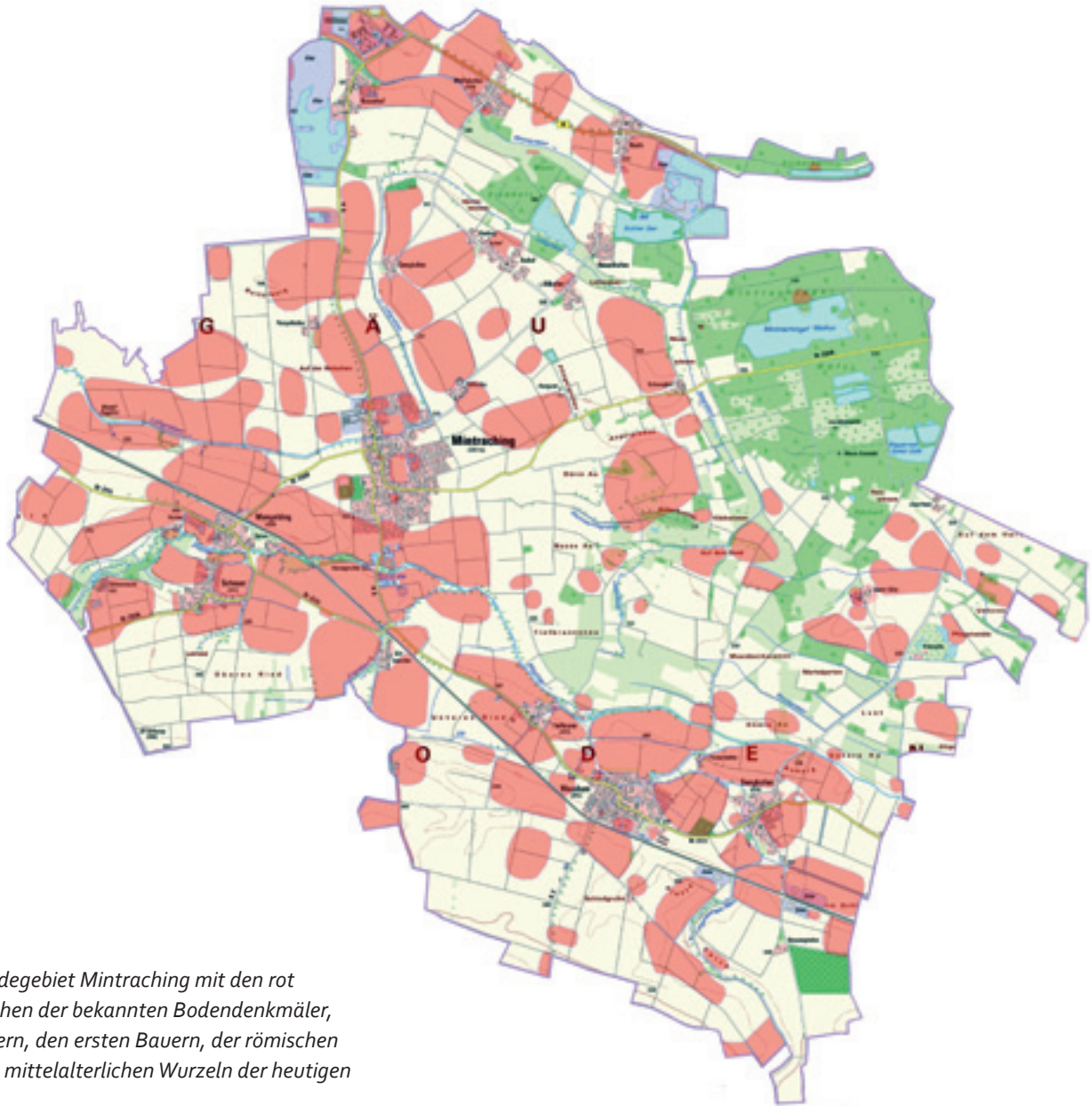


Abb. 1: Das Gemeindegebiet Mintraching mit den rot markierten Schutzflächen der bekannten Bodendenkmäler, die von den Eiszeitjägern, den ersten Bauern, der römischen Landnutzung und den mittelalterlichen Wurzeln der heutigen Ortschaften künden.

Christoph Steinmann

Jubiläum in Mintraching

Geschichte(n) aus acht Jahrtausenden

Mintraching feierte 2018 das 1250-jährige Jubiläum seiner Ersterwähnung. Dass die Gegend schon wesentlich früher besiedelt war, zeigte eine sehenswerte Ausstellung des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege mit zahlreichen Funden aus dem Gemeindegebiet Mintraching aus mehreren Jahrtausenden.

Das Jahr 2018 ist von besonderer Bedeutung für die Gemeinde Mintraching: es ist das 1250. Jahr seit der urkundlichen Ersterwähnung von „Muntriuhingas“. Dies war Anlass für die ganze Gemeinde, das Jubiläum mit zahlreichen Veranstaltungen zu begehen. Den Auftakt dazu stellte im Januar 2018 eine Ausstellung zu Bodendenkmälern und zur Archäologie dar, die im Rathaus die Wurzeln einer mehrtausendjährigen Besiedlung aufzeigte. Von Bürgermeisterin Angelika Ritt-Frank kam die Anregung dazu, die von der Dienststelle Regensburg des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege gerne aufgegriffen wurde. Deren Mitarbeiter wählten Themen und Funde aus und gestalteten die Informationstafeln. Landrätin Tanja Schweiger eröffnete die Ausstellung und gab damit den Startschuss für das Festjahr von Mintra-

ching, einer der ältesten Gemeinden im Landkreis Regensburg.

Schon in der Zeit, bevor die schriftliche Überlieferung einsetzt, war Mintraching als Siedlungsgebiet sehr attraktiv. Dies unterstreichen die insgesamt 157 Bodendenkmäler im Gemeindegebiet auf eindrucksvolle Art und Weise (Abb. 1). Keine Nachbargemeinde erreicht diese Denkmaldichte auch nur annähernd. Die ältesten Funde im Gemeindegebiet datieren in die jüngere Altsteinzeit und sind ca. 14.000 Jahre alt. Die Besiedlung während anderer Epochen der Vorgeschichte war unterschiedlich dicht und begann vor 7.500 Jahren.

Der Schutz der Bodendenkmäler

Alle Bodendenkmäler sind gesetzlich geschützt, denn nur so können sie auch für zukünftige Generationen erhalten werden. Wenn also neue Bauvorhaben geplant sind, müssen dabei unbedingt die Denkmalflächen berücksichtigt werden. Grundsätzlich gilt: Eine Ausgrabung ist immer nur eine Notlösung. Wenn ein Denkmal als Ganzes im Boden bleibt, ist dies der beste Erhalt. Das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege hat den Auftrag, für den bestmöglichen Erhalt dieser Denkmäler zu sorgen. Die zuständigen Gebietsreferenten beraten die Kommunen, Denkmaleigentümer, Planer und Bauherren bezüglich Umplanungen und Alternativen. Sie legen fachliche Standards fest, überwachen archäologische Ausgra-



Abb. 2: Der Ortskern von Mintraching rund um die Kirche St. Mauritius zeigt keine strukturellen Hinweise auf den Sitz eines ehemaligen Ortsadels.

bungen und entwickeln Konzepte zum Schutz der Denkmäler.

Wer in einem Bodendenkmal bauen und dafür Erdarbeiten vornehmen muss, braucht dafür nach dem Denkmalschutzgesetz unbedingt eine Genehmigung. Diese sogenannte Grabungserlaubnis wird mit bestimmten Auflagen versehen und durch die Unteren Denkmalschutzbehörden der Landkreise erteilt. Die Liste und Karte der aktuell bekannten Bodendenkmäler sind öffentlich zugänglich. Im „Bayerischen Denkmal-Atlas“, erreichbar über die Homepage des Landesamtes (www.blfd.bayern.de), kann sich jeder darüber informieren.

Lesefunde, Luftbilder, Magnetik und Ausgrabungen

Das Wissen über die Bodendenkmäler stammt aus verschiedenen Quellen. Meistens werden sie durch das Aufflesen von Funden entdeckt – entweder zufällig, weil ein ungewöhnliches Objekt auffällt, oder gezielt durch das Begehen von frisch geackerten Feldfluren. Dabei aufgelesene Steingeräte, Keramikscherben oder Metallobjekte belegen, dass an diesen Stellen bereits vor Jahrtausenden Menschen gesiedelt haben oder bestattet worden sind. Typische Merkmale der Funde, wie z. B. die Form oder Verzierungen, verraten den Archäologen ihr Alter.

Seit den 1980er Jahren werden Luftbilder gemacht, die deutlich besser Strukturen und Größe von Fundstellen erkennen lassen. Da Getreide besonders sensibel auf Änderungen im Untergrund reagiert, lassen sich ehemalige Gräben und Gruben, aber auch Mauerreste ablesen. So wird deutlich, ob sich unter dem Pflughorizont Reste einer Siedlung, einer Befestigung oder eines Gräberfeldes erhalten haben. Anhand typischer Strukturen lässt sich manchmal bestimmen, welches Alter die Fundstelle hat, ohne überhaupt auszugraben. Diese Strukturen zeigen sich als negative oder positive Bewuchsmerkmale: Über Mauerfundamenten im Boden können die Wurzeln nicht weit in den Boden reichen, die Halme wachsen weniger und reifen bei Trockenheit schneller. Ehemalige Gruben und Gräben dienen wiederum als Feuchtigkeitsspeicher, so dass in Trockenphasen die Pflanzen besser wachsen und später reifen. So lassen sich während der Reifephase bei günstigen Bedingungen gelblichere flachere (negativ) und grünere höhere Bereiche (positiv) unterscheiden.

Je besser die Kenntnis einzelner Fundstellen bzw. ganzer Denkmallandschaften ist, umso besser lässt sich auf die Fragen von Denkmalerhalt und kommunaler Entwicklung eingehen.

Quasi ein Pilotprojekt in der Region ist das Vorhaben der Universität Regensburg, große Teile im Gemeindebereich von Mintraching geophysikalisch zu untersuchen. Dabei wurde der Lehrstuhl für Vorgeschichte von der Gemeinde Mintraching und vom Bezirk Oberpfalz finanziell unterstützt.

Mittels Magnetik lassen sich große Flächen kostengünstig und zerstörungsfrei untersuchen. Geeignete Messgeräte können Anomalien finden, die weniger als 1 Promille des Erdmagnetfeldes ausmachen. Archäologische Erdbefunde wie verfüllte Gruben oder Gräben verstärken das Magnetfeld, da in ihnen mehr Humus enthalten ist – daher auch die dunkle Befundfarbe auf Ausgrabungen. Der Oberboden enthält mehr Eisenminerale als tiefere Bodenschichten und archäologische Befunde werden bei Magnetmessungen als „Schatten“ sichtbar. Unter günstigen Bodenbedingungen ist es sogar möglich, Pfostenlöcher und somit Hausgrundrisse aufzuspüren. Selbst bei hoher Messpunktdichte kann man einzelne Siedlungen und sogar ganze Kleinregionen schnell vollständig erfassen. Damit gelingt ein Erkenntniszuwachs, den punktuelle Grabungen oder zufällige Lesefunde nicht erbringen können.

Weitere Erkenntnisse zu Bodendenkmälern und zur Vorgeschichte stammen von Ausgrabungen. Diese stellen aber nur nach landläufiger Meinung das Kerngeschäft der Archäologie dar.

Konzeption der Ausstellung

Auf Grabungen erstellte Befundpläne und dort geborgene Funde bildeten den Kern der Ausstellung im Mintrachinger Rathaus. Inhaltlich sollte der Besucher Schritt für Schritt, Jahrtausend für Jahrtausend in der Zeit zurück reisen. Startpunkt war das Mittelalter, von dem Viele durch populäre Filme und Bücher eine



Abb. 3: Die früheste Kirche Mintrachings kann aus Holz gewesen sein und ausgesehen haben, wie der historisch originalgetreue Nachbau im Geschichtspark Bärnau-Tachov im Landkreis Tirschenreuth.

ungefähre Vorstellung haben. Doch wie hat Mintraching im Mittelalter ausgesehen? Welche Strukturen hatte der Ort?

Das Urkataster aus dem Jahr 1820 (Abb. 2) lässt keine Merkmale erkennen, die auf ehemalige Herrschaftssitze hinweisen, auch nicht im Umfeld der Kirche St. Mauritius, die vor dem Jahr 1000 erstmals erwähnt wurde. Bereits vor 800 wird ein Pfarrer „Poppo“ genannt, der dort wirkte. Am Anfang der Entwicklung stand wohl eine schlichte Holzkirche (Abb. 3). Wann eine erste Steinkirche entstanden und wie diese im Laufe der Zeit umgebaut worden ist, könnten nur die Archäologie und die Bauforschung

Abb. 4:
Blick in einen Teil der
Fundvitrine, wie sie
für die Ausstellung
2018 im Rathaus
Mintraching konzi-
piert wurde. Alle
Fundstücke werden
im Text genauer
vorgestellt.



herausfinden, da die schriftlichen Quellen schweigen. Wir wissen aber, dass die Kirche Ende des 16. Jahrhunderts als ruinös bezeichnet wird und ab Mitte des 17. Jahrhunderts umfangreich renoviert und barockisiert wurde.

Unklar ist auch, wo sich im Mittelalter der Herrschaftssitz des Ortsadels – beispielsweise ist 1140 ein „Nodunc de Munderchingen“ belegt – befunden haben könnte.

Die Erstnennung „Muntrihingas“

Die Erstnennung von Mintraching erfolgte um 790 im „Breviarium Udolfi“, einem Güterverzeichnis des Klosters Niederaltaich. Der darin genannte Bischof Sigirich, in Regensburg von 762 bis 768 tätig, schenkte dem

Kloster einen Hof in „Muntrihingas“, sechs weitere Höfe wurden dem Kloster durch herzogliche Vasallen mit Erlaubnis Herzog Tassilos III. (748–788) übergeben. Das Ende der Amtszeit von Bischof Sigirich ist der spätmöglichste Ausstellungszeitpunkt der Urkunde und stellt deshalb das Bezugsjahr für das Ortsjubiläum dar. Das Güterverzeichnis von 790 ist nicht im Original erhalten, aber niedergeschrieben in einer Urkunde Kaiser Heinrichs II., der 1010 dem Kloster Niederaltaich offiziell die Kirche Mintraching und einige Höfe schenkte.

Aus dieser Zeit stammt eine kleine scheibenförmige Kreuzemailfibel, die 1988 auf einem Feld bei Mangolding entdeckt wurde. Auf dem Stück mit einem Durchmesser von nur 2,4 cm hatten sich Reste hellgrüner Emailleinlagen erhalten. Vergleichbare

Exemplare vom sogenannten Typ Frauenhofen sind aus Riekofen, Taimering und Hagelstadt bekannt. Sie wurden im ausgehenden 9. und 10. Jahrhundert als Gewandschließen getragen.

Insgesamt sind nur knapp 20 dieser Fibeln bekannt, auffällig viele häufen sich südlich von Regensburg. Ihre Produktion wäre in Verbindung mit den Königsgütern hier zu vermuten. Bedauerlicherweise sind die Stücke aus Mangolding, Taimering und Riekofen nach dem Tod des Finders verschollen. Dieser Umstand zeigt, wie schwierig sich fehlende Regelungen zum Fundeigentum auswirken können.

Brandgräber und Tassen der Urnenfelderzeit

Intensive und vor allem tiefe Beackerung ist ein großes Problem für die untertägigen Bodendenkmäler. Das Gräberfeld Sengkofen wurde 1980 auf diese Weise entdeckt und 1981/1982 ausgegraben, wobei „Notbergung“ für die insgesamt etwa 135 stark zerstörten Gräber eine zutreffendere Bezeichnung ist. Aus der relativ knappen Belegungsspanne von 1075 bis 900 v. Chr. stammen 92 Brandgräber der Urnenfelderzeit.

In der Urne von Grab 17 befand sich eine Bronzetasse (Abb. 4, mittig rechts), die in ihrer besonderen Ausprägung, mit verbreitertem Bandhenkel, Standring und hohem Körper, nur zwei Mal in Deutschland und ansonsten im Karpatenbecken vorkommt. Ähnliche Bronzetassen dieser Zeit sind nur acht Mal in Bayern bekannt, in ganz Mitteleuropa sind es ca. 70 Exemplare. Materialanalysen des BLfD belegten für die Sengkofener Tasse eine sehr zinnreiche Zinnbronze, der vorherrschenden Legierung für die Herstellung spätbronzezeitlichen Geschirrs. Weil die Zugabe von 10–15 % Zinn die Festigkeit erhöht, kann dieses Blech getrieben werden, wenngleich dies mühsam und zeitaufwändig ist. Der Henkel enthält

weniger Zinn und Spuren von Arsen und Nickel, so dass für diesen nicht getriebenen Teil eine andere Legierung verwendet wurde.

Auf der Ausgrabung am Mintrachinger Feuerwehrhaus 2003 wurde ein Pfostenbau entdeckt, der einzigartig für die südbayerische Urnenfelderkultur ist. In zwei parallel ausgehobene Gräben sind runde Pfosten von 40 cm Durchmesser paarig gegenübergestellt worden. Die Befundprofile zeigen aber eine ungewöhnliche Schräglage von 18 Grad. Auch wenn die Gräben gleich wieder verfüllt wurden, wäre die Konstruktion nur stabil, wenn sich die Pfosten oben berühren: Dies täten sie in 10 m Höhe vom Grabenboden und damit in etwa 8 m Höhe von der damaligen Oberfläche aus. Die Funktion des so rekonstruierbaren, zeltartigen Gebäudes ist heute unklar, da bislang keine Parallele für solch eine Konstruktion aus der Zeit vor 3.000 Jahren bekannt ist.

Die Frühbronzezeit: Perlen und ein Brotlaibidol

Ein Sprung zurück von nochmal 1.000 Jahren führt in die Frühbronzezeit. Auf der Mangoldinger Flur „Pfaterfeld“ wurden insgesamt ca. 20 Gräber dieser Epoche geborgen und auch die am 11. März 1989 von H. J. Werner entdeckte und ausgegrabene Bestattung schien ähnlich zu den vorherigen: Die Tote wurde in Ost-West-Richtung mit Blick nach Süden bestattet. Alle Grabbeigaben (Abb. 4, ganz links) – darunter auch ein bronzener Ösenhalsring, Schleifenringe und Knochenschmuck – fanden sich im Bereich des Schädels.

Die Sensation sind jedoch fast unscheinbare Krümel, die sich als vier kleine blaue Fayenceperlen entpuppten. Vom Anfang der Frühbronzezeit gibt es mit Mötzing nur noch einen einzigen weiteren Fundort von Perlen dieser Art. Die Mangoldinger Perlen gehö-

ren zum frühesten Glas in ganz Deutschland. Trotz ihrer Unscheinbarkeit stellen sie echte Prestige-Objekte dar, die einen höheren sozialen Status anzeigten und über den Tod hinaus manifestieren konnten. Sicher handelt es sich bei den Perlen um Importe aus Osteuropa, eventuell aus Mähren in der heutigen Tschechischen Republik.



Abb. 5: Einige der Funde aus der Zeit vor 4.250 Jahren sind im Verwaltungsgebäude des Klärwerkes in Mintraching zu sehen. Oben rechts und vorne links: Becher, Tasse und Schüssel aus Grab 339; hinten links der besondere AOC-Becher aus Grab 113.

In den Bereich der mittleren Donau, aber vor allem auch nach Norditalien südlich des Gardasees – wo sie „tavolette enigmatiche“ („rätselhafte Täfelchen“) heißen – verweisen die bei uns „Brotlaibidole“ genannten Fundstücke (Abb. 4 mittig, zusammen mit Gefäßresten aus der gleichen Grube). Sie sind Zeugen eines frühen europäischen Kommunikationsnetzes zwischen ganz unterschiedlichen Kulturgruppen. Eines der insgesamt nur sieben in Bayern bekannten Stücke wurde 2005 in Mintraching entdeckt. Nur einer der über 1.000 Befunde von der Ausgrabung am Klärwerk datiert in die Frühbronzezeit. Die Grube 911 enthielt viele Keramikscherben, am Grubenrand Rotlehmbröckchen und am Boden das nur 3 cm große Brotlaibidol. Dieses auf ersten Blick unscheinbare Objekt unterstreicht, wie wichtig eine sorgfältige Arbeit auf Ausgrabungen ist.

Bestattungen der Glockenbecherzeit

Bei der Erweiterung des Klärwerks Mintraching wurden 2005 in der Mitte der Grabungsfläche sechs Gräber in lockerer Streuung mit nur wenigen Metern Abstand entdeckt. Solch kleine Grabgruppen sind typisch für die Epoche der Glockenbecher vor etwa 4.250 Jahren. Diese sind in der Region insbesondere zwischen Regensburg und Riekofen sowie rund um Straubing vertreten. Ansonsten reicht das Phänomen von Portugal bis Ungarn und von Schottland bis Sizilien. Kennzeichnend sind Gefäße, die – auf die Mündung gestellt – einer Glocke ähneln.

Vier der Bestatteten waren Frauen, zwei Männer. Die Gefäßbeigaben fanden sich wie üblich hinter dem Kopf oder im Bereich der Füße. Auffällig ist der Becher in Grab 339 mit Zierbändern aus zwei Motiven, der den paneuropäischen Bechern aus der Ausbreitungsphase des Glockenbecherphänomens ähnlich ist

(Abb. 5 rechts oben). Die Tasse hat Parallelen zum mittleren Donauraum (Budapest) und belegt die Kontakte der Gruppe dorthin.

Deutlich abgesetzt von der kleinen, eventuell untereinander verwandten Grabgruppe wurde die Frau aus Grab 113 beigesetzt. Vielleicht sollte damit die soziale Distanz einer Fremden oder Immigrantin verdeutlicht werden, auch wenn sie zum gleichen Kulturkreis gehörte. Neben zahlreichen Knochenknöpfen fand sich bei ihr ein Becher, der mit umlaufenden Linien verziert ist, die Schnureindrücken ähneln (Abb. 5 ganz hinten links). Typologisch ist es ein AOC-Becher (all-over-corded = komplett schnurverziert), den man in Bayern ein zweites Mal vergeblich sucht. Die Frau scheint aus dem Maindreieck oder der Oberrheinischen Tiefebene nach Mintraching gekommen zu sein.

Ein Verbrechen in der Epoche der Schnurkeramik

„Tatort Tiefbrunn: Eine Dreifachbestattung aus der Kupferzeit belegt Mord und Totschlag!“, so könnte eine großgedruckte Überschrift zusammenfassen, was 2002 bei einer Grabung in Tiefbrunn zutage kam. Was immer hier passiert war, ist nach etwa 4.750 Jahren nur schwer rekonstruierbar. Sicher ist, dass es mit der 2.500 Jahre älteren Besiedlung zur Zeit der Linienbandkeramik nichts zu tun hatte. Deren Häuser waren längst verrottet und an der Oberfläche nicht mehr nachvollziehbar.

In dem etwa 2 x 1 m großen Grab fanden sich drei Individuen in Hockerhaltung, die für die Epoche der Schnurkeramik typisch ist. Am Boden lag auf seiner rechten Seite ein 40 Jahre alter Mann (Abb. 6, blau), ihm zugewandt ein etwa 4-jähriger Junge (Abb. 6, gelb). Über den beiden lag eine etwa 25 Jahre alte Frau (Abb. 6, rot). Sie war erst später in derselben Grube bestattet worden. Das belegen die Skelettteile

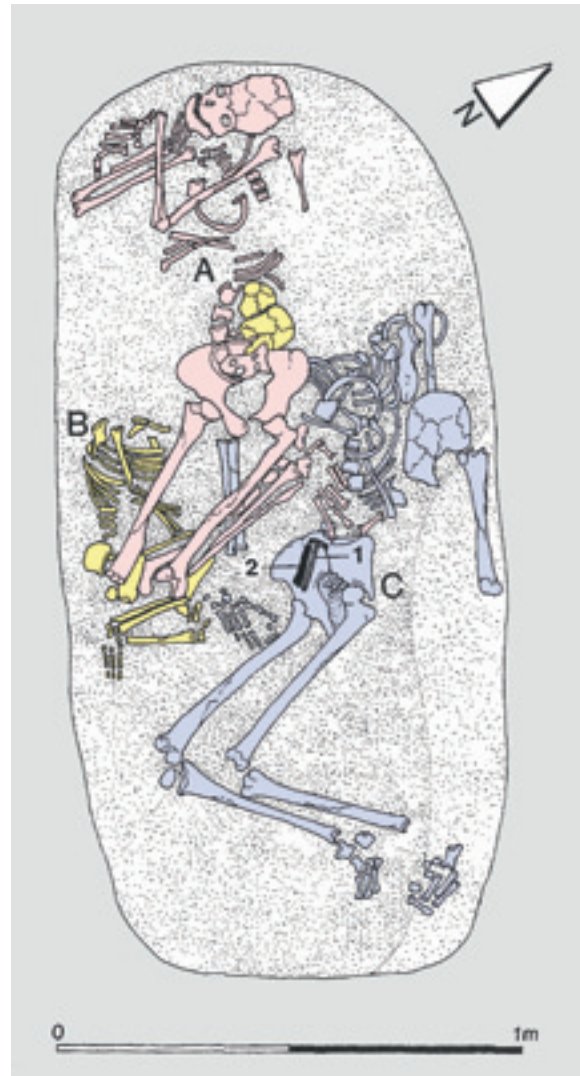


Abb. 6: Befundplan der 4.750 Jahre alten schnurkeramischen Mehrfachbestattung von Tiefbrunn mit den farblich hervorgehobenen Individuen. In der Abb. 7 ist die Lage des Grabes rot markiert.

von Mann und Kind, die bei dieser Nachbestattung verschoben worden sind. Da die Zersetzung der Gelenkbänder und Kapseln erst nach etwa sieben Jahren abgeschlossen ist, beim Mann der Schädel und der oberste Nackenwirbel aber noch nicht getrennt waren, müssen nur wenige Jahre zwischen den Bestattungen liegen.

Alle Schädel zeigen Spuren stumpfer Gewalt, wohl durch Beilhiebe verursacht. Warum die junge Frau mit ähnlichen Verletzungen Jahre später im selben Grab bestattet worden ist, muss eine der spannenden, aber unbeantworteten Fragen bleiben. Alle drei entsprechen dem Erscheinungsbild der Schnurkeramiker, waren aber vergleichsweise groß: der Mann 1,71 m (C), die Frau 1,67 m (A) und das Kind 1,16 m (B). Ob sie sogar untereinander verwandt waren, könnten nur DNA-Untersuchungen herausfinden.

Funde der Altheimer Kultur

Fast jede Grabung hält Überraschungen bereit, so auch die am Mintrachinger Feuerwehrhaus im Jahr 2003. In einer der vielen Grubenkomplexe, die für Siedlungsspuren gehalten wurden, tauchten in 30 cm Tiefe Steinplatten auf, die bis zu drei Lagen hoch geschichtet waren. Erst weitere 30 cm tiefer zeigte sich eine fast rechteckige Grabgrube, deren Boden nochmal 30 cm tiefer reichte. Hier befand sich eine Hockerbestattung mit zwei Silices und einem Rötelstück als Beigabe, deren zeitliche Einordnung schwierig ist. In der Rekonstruktion muss man sich eine ursprünglich 1,5 m tiefe Grube vorstellen, in der eine hölzerne Grabkammer stand. Steinplatten lagen am Boden, weitere standen an den Schmalseiten. Die ehemalige Holzdecke war ebenfalls mit Kalksteinplatten abgedeckt worden, die aus mindestens 12,5 km Entfernung von der anderen Donauseite stammen.

Erst die Radiokarbon-Methode erlaubte eine Datierung in die Zeit um 3450 v. Chr. und damit in die Altheimer Kultur, aus der bislang kein Bestattungsritus bekannt ist. Die einzigen Parallelen für solch eine Konstruktion weisen nach Mitteldeutschland und die dortigen Trichterbecherkulturen. Im Gegensatz zu einzelnen Fundstücken, die auch getauscht oder gehandelt worden sein könnten, waren es eher Zuwanderer, die solch komplexe Riten für einen Grabbau mitbrachten.

Beziehungen nach Norden zeigen auch andere Kleinfunde: Scherben einer Krugrandflasche, die eigentlich im Hessischen oder noch weiter nördlich typisch ist. Sie wurden 2004 bei einer Grabung im Höflinger Weg, Sengkofen, zusammen mit weiterer Keramik entdeckt. In dem ausgegrabenen, ehemaligen Grubenhaus der Altheimer Kultur herrschten gute Erhaltungsbedingungen, so dass zahlreiche Knochengefäße wie Spatel mit schmalen Querschnitten geborgen werden konnten. Sie wurden aus Mittelfußknochen von Rind und Schaf oder Ziege hergestellt. Kleine Sandsteinstücke aus dieser Grube dienten vermutlich zum Schleifen und Schärfen dieser Knochengefäße.

Gefäße aus der Zeit der Linienbandkeramik

Neben den bereits genannten zahlreichen Notbergungen und Rettungsgrabungen gab es in Mintraching nur eine einzige planmäßige Forschungsgrabung. 1986 fanden Untersuchungen der Universität Frankfurt südöstlich angrenzend an einen neuen Einkaufsmarkt statt. Hier bezeugen Befunde und Funde der ältesten Bandkeramik vor 7.450 Jahren die Sesshaftwerdung entlang der Donau. Zuwanderer aus dem Südosten Europas brachten Hausbau, Ackerbau und Viehzucht in eine Region, die vorher nur von nomadisierenden Jägern und Sammlern genutzt worden war.

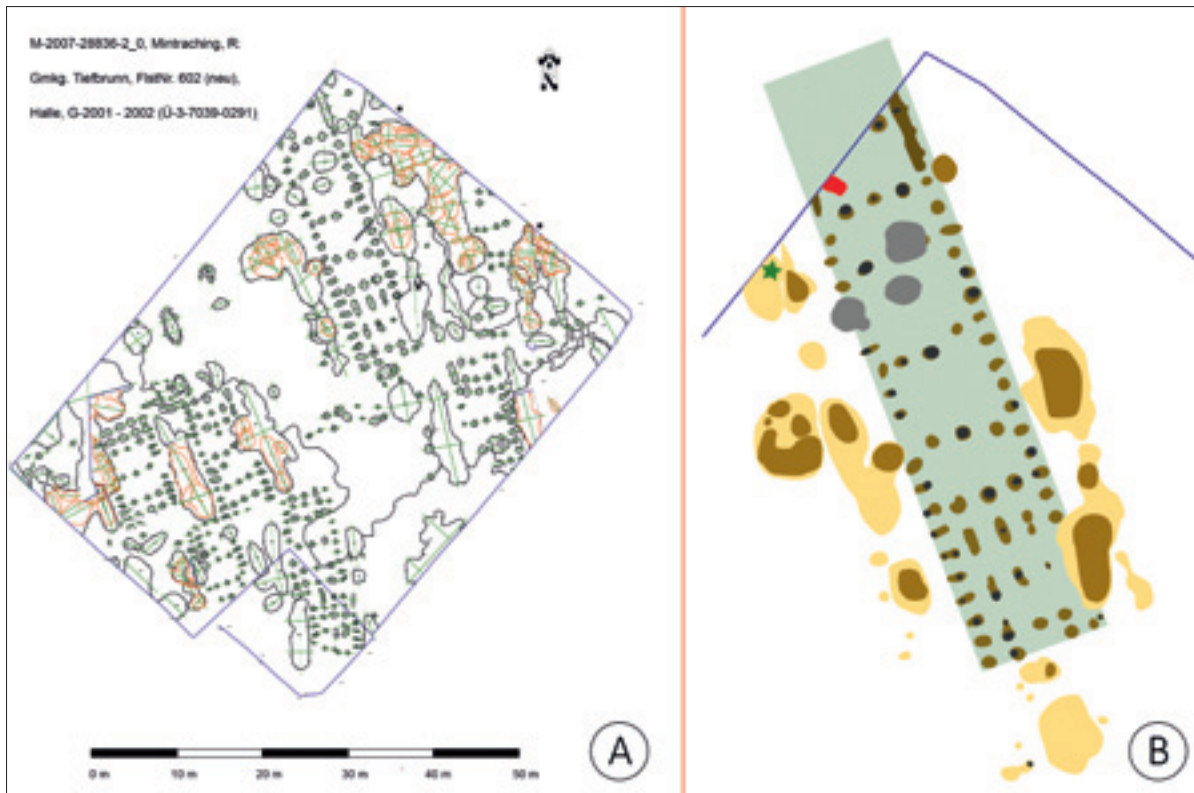


Abb. 7: Grabungsplan der linienbandkeramischen Fundstelle von Tiefbrunn (A) und Zwischenstand der wissenschaftlichen Auswertung (B) von einem der 7.250 Jahre alten Hausgrundrisse.

Unter den ausgegrabenen und rekonstruierten Resten von etwa 400 Gefäßen befanden sich Schalen, feine und grobe Kumpfe, Flaschen sowie Fußgefäße. Auffällig sind die zahlreichen Verzierungen, wodurch Mintraching zu den Plätzen mit höchstem Verzierungsanteil gehört. Vergleiche mit anderen Regionen und deren Keramik belegen anhand der Ornamente enge Kontakte mit mehr als 600 km entfernten Kulturen. Diese Kontakte über große Distanzen schufen das einheitliche Erscheinungsbild der Ältesten Linienbandkeramik. Deren uniformen Traditionen in den

Frühphasen der Einwanderung wurzeln in ausgeprägt konservativen Einstellungen. Dennoch verließen die Bandkeramiker ihre ersten Wohnplätze und gründeten „Tochtersiedlungen“ an anderen Orten. Wiederholt belegt sind Nutzungen der primären Siedlungsgebiete ein bis zwei Jahrhunderte später.

In Mintraching fand man nur einen einzigen, 20 Meter langen, trapezförmigen Hausgrundriss der ältesten Linienbandkeramik. Das Areal war zu dieser Zeit wahrscheinlich nur kurzfristig und locker besiedelt. Eine quadratische Einzäunung am Nordende des

Hauses ist der früheste Nachweis sogenannter „Gärten“. Alle anderen bisher ausgegrabenen Hausgrundrisse der Linienbandkeramik in der Gemeinde Mintraching datieren in spätere Phasen dieser Kulturstufe.

Auswertung der Funde erfordert Fachwissen

Es ist und bleibt eine spannende Frage für weitere Forschungen sowie für die Auswertungen bereits erfolgreicher Ausgrabungen in Mintraching, wie die jeweilige Besiedlung dieser Region ausgesehen haben könnte. Um mehr über eine Fundstelle sagen zu können als ihr Alter, brauchen Archäologen eine fachliche Auswertung. Dazu gehören die genaue Analyse der Befunde und der Spuren im Boden sowie eine detaillierte Untersuchung aller Fundstücke. Hierfür ist fundiertes Fachwissen und Verständnis von den vergangenen Epochen notwendig: Das ist, was Archäologen wollen und was die Öffentlichkeit von ihnen erwartet.

Aktuelles Beispiel ist eine 2018 an der Universität Regensburg eingereichte Bachelorarbeit. Die Autorin Helene Sedlmaier stammt aus dem Landkreis

Regensburg und beschäftigte sich mit einem von acht Hausgrundrissen der Epoche der Linienbandkeramik von einer Ausgrabung in Tiefbrunn (Abb. 7). Aus den großen Gruben entlang des Hausgrundrisses stammen die meisten der mehreren hundert Fundstücke, in der Mehrzahl Keramikscherben. Eine kleine Scherbe ist besonders unter den Bruchstücken aufgefallen: Über der üblichen dunkelgrauen Scherbenoberfläche klebt eine bräunliche Schicht, in der kleine Dreiecke zu sehen sind (Abb. 8). Damit vergleichbare, aber bislang einmalige Objekte sind aus Sachsen bekannt, wo zwei Gefäße gefunden wurden, die komplett mit Birkenpech überzogen und in die kleine Holzintarsien eingelassen waren.

Im Zentrallabor des BLfD in München konnten die verdächtigen bräunlichen Spuren auf der Keramikscherbe genauer untersucht werden. Es handelt sich um Birkenpech, wie die Analyse mittels Infrarotspektroskopie nahelegt. Erstmals konnte also in Bayern die nachträgliche Umgestaltung eines bandkeramischen Gefäßes mit Birkenpech erkannt werden. Kontakte und Beziehungen über mehrere hundert Kilometer nach Mitteldeutschland und Böhmen sind also bereits für die Zeit vor 7.250 Jahren nachweisbar.

Geschichte(n) aus acht Jahrtausenden

In der Ausstellung in Mintraching wurden auf insgesamt zwölf Ausstellungstafeln (Abb. 9) die Inhalte dieses Beitrags bunt bebildert dargestellt. Im Europäischen Kulturerbejahr 2018 (ECHY 2018) zeigen sie vor allem, wie bedeutsam und weitreichend kulturelle Beziehungen, Austausch und Zuwanderung in allen Epochen gewesen sind. Tradition und Innovation gaben sich immer wieder die Hand, was sich am Beispiel der denkmalpflegerisch besonders reichen Gemeinde Mintraching gut darstellen lässt.

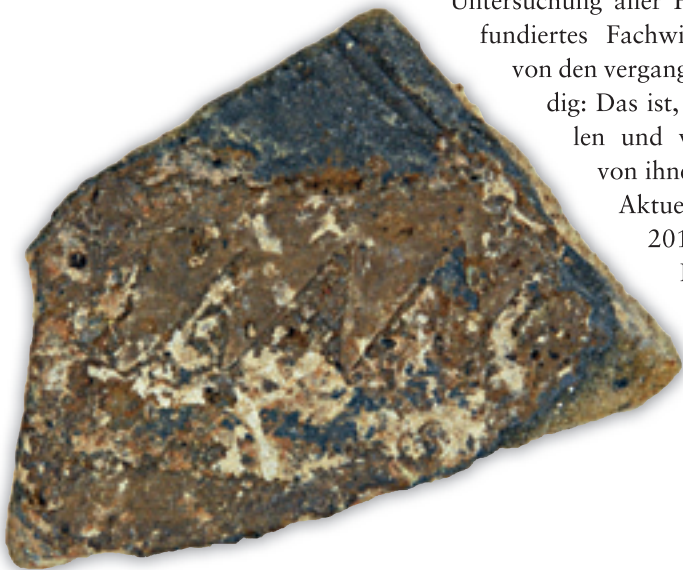


Abb. 8: Besondere Keramikscherbe von der Fundstelle Tiefbrunn mit Resten einer Auflage aus Birkenpech, in der wahrscheinlich kleine Holzintarsien eingelassen waren. Ihr Fundpunkt ist in der Abb. 7 mit einem grünen Stern markiert.

Neben zahlreichen Notbergungen und Rettungsgrabungen gab es in **Mintraching** nur eine planmäßige Forschungsgrabung. Die Untersuchungen der Universität Frankfurt fanden 1986 südöstlich angrenzend an den jetzt geplanten Edeka-Markt statt. Hier bezeugt die älteste Bandkeramik die Sesshaftwerdung in der ganzen Region!

Unter den Resten von etwa 400 Gefäßen befanden sich Schalen, feine und grobe Kumpfe, Flaschen sowie Fußgefäße. Auffällig sind die zahlreichen Verzierungen, womit Mintraching zu den Plätzen mit höchstem Verzierungsanteil gehört. Vergleiche mit anderen Regionen und deren Keramik belegen anhand der Ornamente enge Kontakte über mehr als 600 km.

Diese Kontakte über große Entfernungen schufen das einheitliche Erscheinungsbild der Ältesten Linienbandkeramik. Deren uniformen Traditionen in den Frühphasen der Einwanderung wurzeln in ausgeprägt konservativen Einstellungen. Dennoch verlassen die Bandkeramiker ihre ersten Wohnplätze und gründen „Tochtersiedlungen“ an anderen Orten.

In Mintraching fand man nur diesen einen, 20 Meter langen, trapezförmigen Hausgrundriss der ältesten Linienbandkeramik. Das Areal war wahrscheinlich nur kurzfristig und locker besiedelt. Eine quadratische Einzäunung an Nordende des Hauses und ist der früheste Nachweis sogenannter „Gärten“.

Wiederholt belegt sind Nutzungen der primären Siedlungsgebiete ein bis zwei Jahrhunderte später. Es ist eine spannende Frage für weitere Forschungen und Auswertungen bereits erfolgter Ausgrabungen in Mintraching, wie es in dieser Region ausgesehen haben könnte.



Viele der festgestellten Gefäße der Ältesten Bandkeramik in Bayern vom Fundort Mintraching sind nur mit wenigen Scherben und Einhell belegt.



Netz von vergleichsweise vielen Fußgefäßen sind eine Besonderheit der ersten festen Siedlung der Region.



Als Beispiel für ein bandkeramisches Langhaus späterer Phasen steht die Rekonstruktion im Tierpark Straubing.



Die für uns heute völlig normale Sesshaftigkeit brachte Einwanderer aus dem Südosten mitsamt Hausbau, Ackerbau und Viehzucht.



Merkmale der Ältesten Hausgrundrisse sind Außengängen (braun), seitliche Plöten im Mittelteil (blau), dem Wohn- und Arbeitsbereich, und ein kurzer Südteil (gelb). Am längsten ist der Nordteil (rot), an den sich die Einzäunung (grün) anschließt.

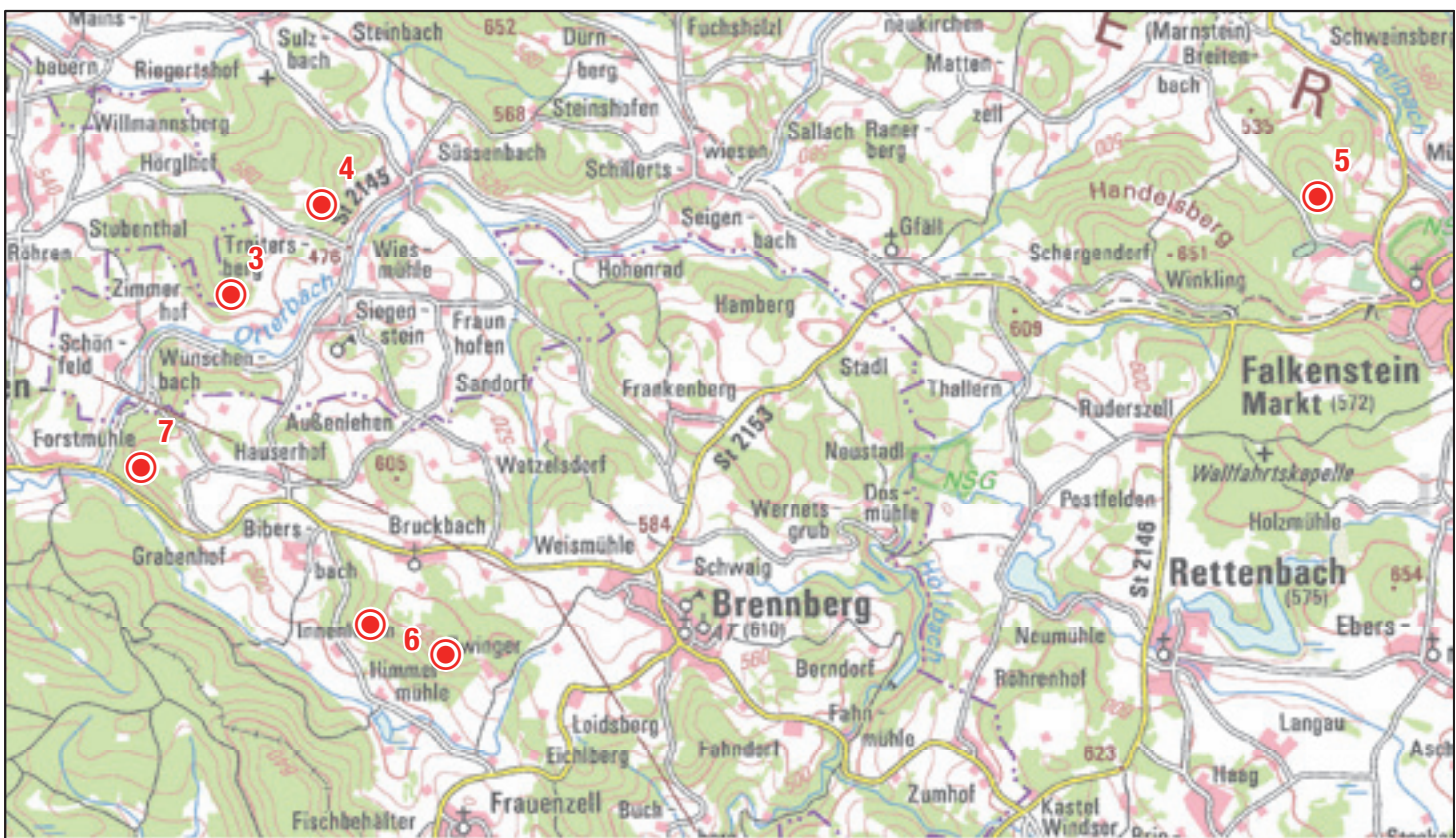
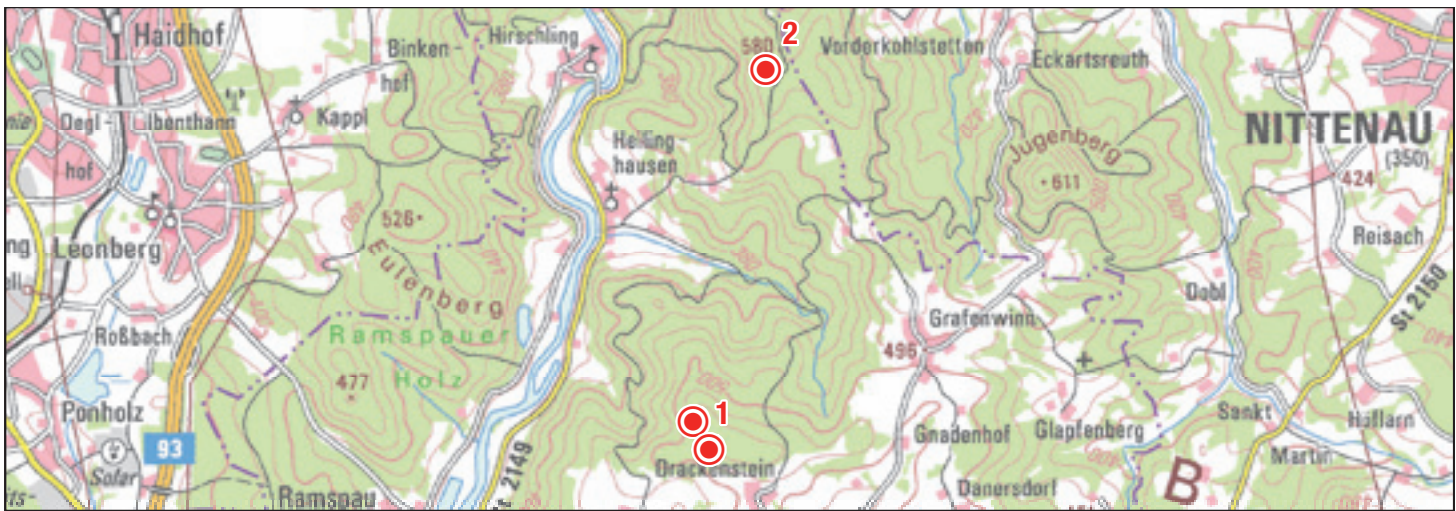
Abb. 9:
Beispiel einer der
Ausstellungstafeln,
wie sie im Rathaus
Mintraching der Öff-
entlichkeit präsen-
tiert wurden.

Deutlich schwieriger war es, unter den tausenden archäologischen Fundstücken diejenigen auszuwählen, die eine besonders spannende Geschichte erzählen oder illustrieren konnten. Das Rathaus konnte ja nicht für Wochen in ein großes Museum verwandelt werden, sondern musste seine üblichen Funktionen weiter erfüllen. Alle Bürger, die hier etwas zu erledigen hatten, konnten deshalb quasi nebenbei Neues zur frühen Geschichte ihres Gemeindegebiets erfahren. So etwas klappt immer am einfachsten, wenn die Wissenschaft zu den Bürgern kommt.

Im Rahmen der Ausstellung konnte zudem ein Abendvortrag von Prof. Tom Fischer angeboten werden, der sich inhaltlich vor allem auf den Ort und die Region um Mintraching zur Römerzeit konzentrier-

te. Ein Aktionstag des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege in der Grundschule Mintraching vermittelte auch den Jüngsten anschaulich die spannende Vorgeschichte im Gemeindegebiet.

Zusammengenommen waren es mehrere hundert Besucher, die sich im Jubiläumsjahr an der langen Geschichte ihrer Gemeinde erfreuen konnten, und viele stellten fest, dass diese Geschichte noch viel weiter zurückgeht, als sie gedacht hatten. Der Erfolg der Veranstaltungen gelang nur durch die fruchtbare Kooperation zwischen dem Historischen Museum der Stadt Regensburg, der Gemeinde Mintraching und dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege. Allen Beteiligten sei an dieser Stelle nochmals ausdrücklich gedankt!



● Fundort der Schalensteine

© Geobasisdaten: Bayerische Vermessungsverwaltung 2018



Abb. 1: Mögliche prähistorische Kultplätze im Falkensteiner Vorwald

Ulrich Hauner

Prähistorische Kultplätze im Kristallgranit des Falkensteiner Vorwaldes?

An vielen Stellen im Falkensteiner Vorwald findet man Schalensteine. Einige davon sind aus geologischer Sicht nicht Ergebnis natürlicher Verwitterung. Die Vermutung liegt nahe, dass sie vor Jahrtausenden von menschlicher Hand bearbeitet wurden – doch zu welchem Zweck?

Wer kennt sie nicht, die spektakulären Felstürme auf dem Dreisesselberg oder die imposanten Blöcke im Felsenpark Falkenstein aus 325 bis 312 Mio. Jahre altem Bayerwald-Granit. Vierterorts hat der Volksmund vergleichbaren Felsgruppen phantasievolle Namen gegeben und sie als Spielplatz von Riesen, Teufelswerk oder Opferplätze gedeutet: Froschmaul, Schweinskopf, Schwammerlstein, Himmelsleiter, Riesentisch, Riesensprung, Teufelssteg, Teufelsstein, Teufelsgesperr, Opferstein, etc. Dem Aberglauben um diese magischen Orte mit ihren merkwürdigen Felsformationen und gelegentlichen Schalen im Granit trotzte man vor Jahrhunderten vielleicht auch durch den Bau von Waldkapellen mit Kreuzweg und heiliger Quelle, tradierte damit aber auch die spirituelle Bedeutung der sagenumwobenen Plätze: Beispiele sind die Igleinsberger Kesselbodenkapelle (Gde. Prack-

bach) in Sichtweite einer Wollsack-Formation mit „Steinerner Schüssel“ (Abb.1) und die Marienkapelle mit Heiligenbrunnen (Gde. Süssenbach) unterhalb der imposanten Wollsack-Formation „Opferstein“.



Abb. 1:
Schalenstein am
Fuß einer Wollsack-
Formation nahe
der Kesselboden-
Kapelle, Igleinsberg
(Gde. Prack-



Abb. 2:
Inselberg mit intensiver Blockbildung am Thungabadra River in Hampi, Südindien

Wollsackfelsen und Granitkugeln – ein Werk der Natur

Vor Jahrzehnten schon war die natürliche Entstehung wollsackartiger Felsformationen und kugeliger Granitblöcke in Europa seitens der Geomorphologie und Geologie geklärt: Intensive chemische Tiefenverwitterung des Gesteins unter Klimabedingungen, die bei uns während des Alttertiärs (Paläogen) vor 66 bis 23 Mio. Jahren herrschten und jenen der heutigen wechselfeuchten Tropen (Abb. 2) entsprechen, schufen Rumpfflächenlandschaften mit Inselbergen und Blöcken. Entlang vertikaler und horizontaler Ge-

steinsklüfte kam unterirdisch die Verwitterungsfront relativ gut vorwärts und zersetzte ausgehend von den Gesteinstrennflächen den Granit zu sandigem Granitgrus (Saprolith) bis in Tiefen von 50 Metern. Da drei Kluftsysteme im Granit typischerweise aufeinander senkrecht stehen, ergaben sich quader- bis plattenförmige Festgesteinskerne, aus denen sich nach und nach Restblöcke wollsackartiger bis kugeliger Form im Gesteinsverbund bildeten. Bei der fortschreitenden chemisch-physikalischen Zersetzung wurden Kanten und Ecken eines Blockkerns durch den aus zwei bis drei Richtungen kommenden Lösungseffekt zugerundet. Aufschlüsse im Bayerischen Wald belegen auch den Vorgang zwiebelschalenartiger Absonderungen der Außenhaut (Sphäroidalverwitterung) von Blöcken bis zur Kugelform (Abb. 3). Mit Glück kann man Blöcke der alttertiären Verwitterungsdecke inmitten des Granitzersatzes heute noch in Sandentnahmestellen der Forstverwaltung, in Steinbruchbetrieben und Straßenaufschlüssen des Vorderen und Inneren Bayerischen Waldes finden (vgl. Hauner, 2015 und 2018). Kugelförmige Granitblöcke, die es gleichermaßen in den wechselfeuchten Tropen Asiens, Afrikas und Südamerikas und bei uns oberhalb von Gibacht, unweit der Brenberger Burg, am Kirnberg oder bei Saldenburg gibt, sind Ergebnis eines spezifischen natürlichen Verwitterungsprozesses und nicht – wie gelegentlich behauptet – ein Werk des Menschen. Steinkugeln und Wollsackblöcke entstammen der alttertiären Granitzersatzdecke. Kommt ein kugel- bis halbkugelförmiger Block, was nicht selten der Fall ist, auf einer wollsackförmigen Platte zu liegen, wird er wegen der kleinen Auflagefläche zum „Wackelstein“. Dies schließt nicht aus, dass er in prähistorischer Zeit – worauf die Situation am Kirnberg hindeutet – zur Förderung des Wackelsteineffekts optimaler positioniert worden ist.

Welche Größe und Form diese Granitblöcke im Rahmen des Bildungsprozesses haben, ist primär eine Folge des Verlaufs der Kluftflächen im Gestein und ihrer Abstände voneinander. Davon geht noch die Breite der Zersatzzone entlang der Klüfte ab: Große plattenförmige Wollsackblöcke (Abb. 1) und alle zugerundeten bis kugeligen Blöcke mit Längen-, Breiten- oder Höhenmaßen von über zwei Metern (Abb. 2) setzen ein „kompaktes Kluftsystem“ im Granitkörper mit > 200 Zentimeter Trennflächenabstand voraus und finden sich bevorzugt in Felsformationen auf Berg Rücken und Plateaus des Bayerischen Waldes. „Weitständige Kluftsysteme“ mit Trennflächenabständen von 60 bis 200 Zentimeter hinterlassen kleinere Blöcke in kugelig und zugerundeter Form, aber auch noch vom Wollsacktypus (Abb. 3) und sind auf waldbedeckten Bergkuppen und Hängen des Falkensteiner Vorwaldes als Blockstreu weit verbreitet.

Nach dem alttertiären Bildungsprozess der Blöcke entwickelte sich unter veränderten Klimabedingungen die Naturlandschaft weiter: verstärkte Eintiefung der Flusstäler, Rückverlegung der Hänge, Überformung des Reliefs und Freilegung unterirdischer Partien von Wollsackformationen: Deutliche Spuren hinterließen die Kaltzeiten des Eiszeitalters (Pleistozän) im Zeitraum 2,58 Millionen bis 11.700 Jahre vor heute. Unter tundrenklimatischen Bedingungen des eisfreien (periglazialen) Raums – also auch im Falkensteiner Vorwald – setzten hangabwärts gerichtete Bodenbewegungen (Gelifluktion) ein. Damit begann die zweite Phase der Modellierung der Wollsackformationen und Blockansammlungen: Alttertiär gebildete Blöcke glitten gesteuert durch Gefrier- und Auftauvorgänge des Bodens abhängig von Exposition, Insolation und Hangneigung hangabwärts, der Granitzersatz im Umfeld der Felsformationen wurde abgespült und weitere Blöcke auf den Bergkuppen und Plateaurändern so

freigelegt, wie wir sie heute sehen. Hinzu kamen die Folgen der Frostverwitterung (Spaltenfrost und Frosthebung), die für offene Spalten in Felstürmen und scharfkantigen Rissen von Blöcken sorgten.

Nicht alle Teile einer Felsformation unterliegen aber gleichen Verwitterungsbedingungen: Nicht selten führt der Gegensatz von feuchtem Zersatz-Milieu am Fuß eines großen Blocks bzw. allmählich „herauswachsenden“ Wollsack-Turms im Vergleich zu rasch abtrocknenden Felsflächen auf seiner Kuppe bzw. auf oberster Platte zu unterschiedlicher Granitkorrosion und deshalb auch abweichender Formgebung. Phantasie beflügelnde „Felsfuß-Hohlkehlen“ und „Pilz-



Abb. 3: Blockbildung von wollsackartiger bis kugeliger Form in der Verwitterungsdecke des alttertiären Lateritbodens, Steinbruchwand Saunstein

felsen“, z. B. beim sog. Frosch im Felsenpark Falkenstein sind auf diese Weise entstanden.

Schalen in Wollsackblöcken

Bei der Anlage des Wanderwegenetzes durch die Waldvereinssektion Regensburg (Seidlmayer, 1927) wurde im Raum Frauenzell – Falkenstein – Süssenbach – Regenknie eine größere Zahl attraktiver Felsformationen mit Wollsackblöcken und kugeligen Granitblöcken gefunden. An exponierten Stellen des Geländes weisen Kristallgranitblöcke zusätzlich schalenartige Eintiefungen auf, die als Schalenstein, Felsschüssel bzw. „Opferkessel“ bezeichnet werden und zu den Kleinformen der Erosion zählen. Zur ersten Bestandsaufnahme im Falkensteiner Vorwald sind jetzt weitere Fundpunkte hinzugekommen. Insgesamt ergeben sich drei markante Schalentypen, die in Wollsackblöcken aus weitständigen und kompakten Kluftsystemen eingetieft sind: Schalen runder Form von 25 Zentimeter bis 1,2 Meter Durchmesser, 10 bis 40 Zentimeter eingetieft sowie teils wassergefüllt und Schalen spitzovaler Form von 25 Zentimeter bis 1,5 Meter Länge mit Abflusssrinne und wannenartige Großschalen relativ freier Form. Sie sind Schalensteinen im Granit des Waldviertels (Huber, Formenschatz), Südböhmens (Chábera, 1996), des Fichtelgebirges und des mittleren Schwarzwalds ähnlich.

Die geologisch-geomorphologische Lehrmeinung geht bislang ausschließlich von einer natürlichen Entstehung der Schalen durch selektive Verwitterung auf waagrechten oder wenig geneigten Wollsackoberflächen in unserem feucht-gemäßigten Waldklima aus. Ausgangspunkt seien Unebenheiten einer nicht völlig homogenen Granitoberfläche, ausgelöst durch eine kleinräumige Inhomogenität der Gesteinszusam-

mensetzung oder durch einen Haarriss im Gestein als Folge von Frost und Hitze. In den zunächst sehr flachen Dellen sammelt sich mit dem Niederschlagswasser organisches Material, z. B. Blattstreu, an. Neben der physikalischen Verwitterung kommt zusätzlich eine chemisch-biogene Verwitterung in Gang. Hierbei spielen organische Säuren aus Verwesungsprozessen und Huminsäuren (Humus) eine Rolle. Sie greifen in der permanent durchfeuchteten Delle das Gestein verstärkt an, lösen Mineralien auf, welche die Gesteinskörner zusammenhalten und sorgen für eine kleinräumige schalenartige Eintiefung.

Die Veränderung und Auflösung des Gesteins und seiner Minerale durch physikalische, chemische und chemisch-biogene Verwitterungsprozesse ist unstrittig. Doch stellen sich erste Fragen: Überzeugen die Vermutungen zur Positionierung entstehender Schalen auf den Blöcken? Wie lassen sich die stark abweichenden Schalenformen und -größen erklären?

Initialstadium der Schalen: Die Untersuchung der Schalensteine im Falkensteiner Vorwald ergibt, dass im Zentrum der Schalen keine abweichende Mineralzusammensetzung des Gesteins, keine strukturellen Abweichungen durch veränderte Körnungsgrößen der mittel- bis grobkörnigen Granit-Grundmasse und auch kein engräumig erhöhtes Aufkommen großer Feldspatkristall-Einsprenglinge vorliegt. Die allgemein postulierten Haarrisse im Gestein können als linienhafte Struktur nicht Auslöser eines punktuellen Verwitterungsansatzes für den runden Schalentyp sein. Beim spitzovalen Schalentyp wäre dies prinzipiell wegen seiner lang gestreckten Form denkbar, jedoch orientiert sich dessen Längsachse ausschließlich am natürlichen Gefälle der Blockoberfläche und verschmälert sich nach unten. Geht man nur von diesen Kriterien aus, wäre die Konsequenz, dass bei sehr vielen der in Südböhmen, im Waldviertel und im

Falkensteiner Vorwald entdeckten Schalensteine ein natürlicher Entstehungsprozess gar nicht hätte einsetzen können.

An den Schalen-Vorkommen Gibacht, Eichelberg und Riesensprung lassen sich aber andere natürliche Auslöser für das Initialstadium der Schalenbildung finden: Gefügeschwächen des Kristallgranits und Ansätze von Trennflächen 2. Ordnung im Wollsackblock. Die Folgen sind merkwürdige, Fantasie anregende Blockformen (z. B. „Schildkröte“) und natürliche Erosionsdellen (natürliche Schalensteine) im direkten Umfeld des Gibachter Wackelsteins (Abb. 6) und am Plateau Eichelberg (Abb. 13). Auf der Oberseite des größten und zugleich besonders exponierten Wollsackblocks der Felsformation am Riesensprung ist eine wannenartige Großschale relativ freier Form (Abb. 5) mit einer Länge von 1,5 Meter ca. 20 bis 40 Zentimeter eingetieft. Nord- und Südrand der Schale sind durch Trennflächenansätze des Gesteins überprägt, dennoch sammelt die Hohlform heute noch Niederschlagswasser. Die Kombination aus unregelmäßiger Großform und starker Eintiefung sprechen für einen Jahrtausende langen natürlichen Entstehungsprozeß. Doch auch eine Nachbearbeitung durch Menschenhand, z. B. für prähistorische Rituale, ist denkbar. Beide Vermutungen wurden seitens des Bayerischen Geologischen Landesamts im Jahr 1996 in Bezug auf die vergleichbare „Opferwanne bei Karches“ im Fichtelgebirge (Geotop Nr. 472 R 006) geäußert.

In diesem Zusammenhang sei auch die unregelmäßige Großform eines flachen Beckens von 3 Quadratmeter Größe beim südlichen Wollsackensembel am Kirnberg (Abb. 18) erwähnt. Es handelt sich um eine riesige Steinplatte, wohl die Deckplatte eines Wollsackturms, die durch Hangerosion am Plateaurand kippte und mit ihrer flach reliefierten Un-

terseite nach oben gekehrt auf restlichem Haufwerk liegen blieb. Auf dieser Fläche scheinen aus flachen Dellen im Laufe der Jahrtausende zwei flache Schalen entstanden zu sein, die allmählich zur Großform zusammenwachsen. Allgemeiner formuliert kann als auslösendes Initialstadium der späteren Schalenbildung auch ein durch chemische Tiefenverwitterung in der alttertiären Zersatzdecke erzeugtes flachwelliges Relief auf horizontalen Trennflächen von Wollsacktürmen (Abb. 3) in Frage kommen.

Räumliche Verteilung der Schalensteine

Problematisch ist der Anspruch der Ausschließlichkeit einer natürlichen Entstehung von Schalensteinen in der Lehrmeinung. Er hat in der geowissenschaftlichen Literatur vielfach dazu geführt, dass konkrete Standortbedingungen nicht thematisiert wurden und von einer allgemeinen Verbreitung in großräumigen Granitarenalen ausgegangen wird. Gerade dies ist im Naturraum Bayerischer Wald, wo übereinstimmende physikalische, chemische und chemisch-biogene Verwitterungsprozesse vorliegen würden, aber nicht der Fall. Dabei mangelt es nicht an idealen Felsformationen mit Wollsackbildungen und alttertiären Granitzersatzdecken. Einzelne Schalensteinvorkommen findet man am Rand der Regensenke bei Schwibleinsberg (Gde. Neunußberg), Igleinsberg (Gde. Prackebach) und an der Oberkante des Blockmeeres „Käsplatte“ bei St. Englmar. Ihnen gemeinsam ist die exponierte Lage verbunden mit einer Weitsicht über die Regensenke und auf ein Gebirgs Panorama vom Hohen Bogen bis zum Arber. Im Vorderen Bayerischen Wald konzentrieren sich die Funde auf den Naturraum „Falkensteiner Vorwald“ mit den beiden räumlichen Schwerpunkten Bergkuppen am Regen-

knie sowie im Raum Süßenbach – Frauenzell – Brennbach – Falkenstein – Martinsneukirchen. Die Schalensteine befinden sich ausschließlich bei eindrucksvollen Wollsackformationen an landschaftlich exponierter Stelle im Gipfel- oder Sattelbereich von Bergkuppen alttertiärer Rumpfflächenlandschaften. Trotz einer Blockstreu von Wollsackblöcken fehlen sie bereits auf den darunter liegenden Hängen.

Indizien für Schalensteinvorkommen aus Menschenhand

Selten findet sich in der Geologie ein Hinweis, dass im konkreten Einzelfall auch ein anthropogener Ursprung des Schalensteins möglich sei. Dies gilt für eine isoliert liegende Schale im Granit auf dem Top des höchsten Wollsack-Felsenturms (950 m; SW der Turnerova chata) auf der Westseite des Vydra-Tales im Nationalpark Šumava (Strodl, 2004, S. 67). Eine ähnlich extreme Lage hat der spitzovale Schalenstein an der Oberkante des 60.000 Quadratmeter großen Blockmeeres „Käsplatte“ bei St. Englmar in 970 Meter Höhe. Beide erreichen maximale Höhenlagen auf vorgeschobener Felsposition, sind absolute Unikate in ihren Naturlandschaften und können ultimative Erwartungen an Felsheiligtümer erfüllen. Gleiches gilt für einen räumlich isolierten Wollsack-Felsenturm auf dem Gipfelkamm des Bayerischen Plöckensteins (1.361 m), auf dessen Deckplatte drei Schalen eingetieft sind. Oberhalb der Laubwald-Höhenstufe ist er von Fichten und Latschen umgeben. Seine extreme Landschaftslage ermöglicht einen Panoramablick über weite Bereiche des grenzüberschreitenden Naturraums und reicht bei klarer Sicht bis zu den Alpen.

Die Gesteinsfestigkeit des angewitterten Kristallgranits wird allgemein überschätzt: Baugeologische

Untersuchungen an vergleichbaren Blöcken aus der tertiären Zersatzdecke des mittel- bis grobkörnigen Vydra-Granits ergaben eine einaxiale Druckfestigkeit von 57 bis 77 MPa (Strodl, 2004). Die Messwerte der kompakt wirkenden und dennoch der Kategorie „leicht verwittert“ zugehörigen Wollsackplatten entsprechen damit der halben Festigkeit unverwitterten Granits. Dies kommt sowohl der weiterführenden chemisch-biogenen Verwitterung des Gesteins an der Oberfläche aber auch der menschlichen Arbeit an Schalen entgegen. Von besonderer Bedeutung ist dies für prähistorische Zeiträume mit Holz und Stein als Arbeitsmittel.

Auf dem Plateau Heilingholz bei Frauenzell ergibt sich die Sondersituation mit verstreut liegenden kleinen Felskuppen mit pilzartigen Kappen (Abb. 11), die von Natur aus durch eine dichte Folge von Horizontalklüften in minimalen Abständen (sog. „Fladenverwitterung“) überprägt sind. Ursache ist ein mittel- bis engständiges Kluftsystem mit Trennflächenabständen von 6 bis 50 Zentimeter, die dem Granit ein dünnplattiges Aussehen verleihen. Wollsackbildung und natürliche Schalenbildung sind aufgrund des Trennflächengefüges nicht mehr möglich. Schalenformung durch Menschenhand gibt wegen der Kluftdichte und der daraus resultierenden Wasserdurchlässigkeit keinen Sinn. Dennoch gibt es in Sichtweite des Plateaurands einen Schalenstein mit auffallend schlecht geglätteter Oberfläche und drei Schalen von rundem und spitzovalem Typus. Es handelt sich um die halbwegs kompakte Basis eines größeren Blocks, die über einen größeren Trennflächenabstand verfügt. Direkt neben diesem Block liegt seine fladenverwitterte Kappe (Abb. 12), die allein schon wegen der unebenen Bruchfläche nicht auf natürliche Weise, z.B. durch Gelifluktion horizontal abgehen konnte. Sie könnte aber durch Menschenhand mit Baumstämmen abge-

hoben und seitlich abgelegt worden sein. Es besteht kein Zweifel, dass die Schalen von Menschenhand eingetieft wurden. Vielleicht in einer gemeinschaftlichen Aktion mit dem Ziel der Verwendung als Kultplatz.

Gleicherweise wurde die künstlich hergestellte Wackelstein-Platte am Lauberberg in einem zweiten Arbeitsschritt mit drei nebeneinander liegenden Schalen versehen. Die Interferenzwellen des Schalenwassers (Abb. 10) reagieren auf die leicht zu erzeugende Schaukelbewegung.

Im Fall der beiden Schalensteine nahe der Kesselbodenkapelle bei Igleinsberg (sog. „Keltenstein“ mit zwei keltischen Runenzeichen beiderseits der Schale; Abb. 1) und am „Opferstein“ bei Süßenbach haben wir es jeweils mit einem Solitär am idealen Platz im direkten Vorfeld einer markanten Wollsackformation zu tun. In jedem der beiden kompakten Granitblöcke sitzt die exakt gerundete Schale mit ca. 30 Zentimeter Durchmesser mittig und erinnert an Bohrlöcher in jungsteinzeitlichen Amphibolitbeilen, deren Druckfestigkeit im frischen Zustand sogar beim 5-fachen Wert unserer Granit-Schalensteine aus der Zersatzzone liegen. Die Idee einer Schaleneintiefung entsprechend den Methoden einer Kernbohrung mit größerem Durchmesser wäre durchaus denkbar, da es in einem Umkreis von mehreren Kilometern an einer zweiten Schale fehlt. In diesem Zusammenhang bedarf die Internet-Information über einen Steinbeilfund in nächster Nähe des Keltensteins der Korrektur: Der Fund wurde 1982 in einer Entfernung von 1,4 Kilometer am Waldrand bei Bartlberg (Gde. Prackenbach) gemacht, steht nicht im Zusammenhang mit dem Schalenstein und kann im Museum Viechtach besichtigt werden.

Zwischenfazit

Bei differenzierter Betrachtung zeigt sich, dass die ausgewählten Schalenstein-Vorkommen mehrfach Ergebnis natürlicher Verwitterungsprozesse (Gibacht, Eichelberg, Riesensprung und Kirnberger Großplatte) sind. In anderen Fällen gibt es Indizien für eine Eintiefung von Schalen durch Menschenhand an attraktiven Wollsackformationen und Plätzen ohne Schalen (Heilingholz, Igleinsberg, Opferstein bei Süßenbach, Käsplatte bei St. Englmar). Vorbild sind der runde und der spitzovale Formtyp der Natur. Von einer gezielten Aufwertung als Kultplatz wäre auszugehen. Dies gilt vor allem aber für die Fertigung der Wackelsteinplatte am Lauberberg mit zusätzlichen Schalen und möglicherweise auch für die Herstellung einer exakt gearbeiteten, großen Wasserschale auf dem Top eines massiven Wollsackblocks (Treitersberger Wasserstein, Abb. 8) in Ergänzung zu offensichtlich bereits existierenden kleineren Schalen.

Weitere anthropogene Eingriffe

Das Beispiel Lauberberg verweist zusätzlich auf die Bedeutung von Wackelsteinen und erklärt vielleicht die künstliche Positionierung zweier Steinkugeln des Plateaurandes auf der Großplatte (Kirnberg). Ein weiteres künstliches Element ist die Anlage einer spiralförmig angelegten Strecke von der Blockbasis auf die mit spitzovaler Schale ausgestattete Blockkuppel (Gibacht, Riesensprung). Besonders bemerkenswert ist die Errichtung einer astronomischen Beobachtungsanlage mit Menhir und künstlichem Schalenstein am Kirnberg aus örtlichen Blöcken.

Der Riesensprung – ein naturheiliger Platz der Jungsteinzeit (Karte: Nr. 1)

Über Karlstein und Drackenstein führt ein unmarkierter Feld-Wald-Weg entlang des Frauenbergs hinauf zum Sattel (555 m) mit dem abschließenden Berg Rücken des Riesensprungs (574 m).

Im Umfeld der markanten Wollsack-Felsformation konnte 1935 im Hangschutt ein 7 Zentimeter langes Steinbeil geborgen werden, das heute in Kopie im Historischen Museum der Stadt Regensburg (Inv. Nr. 1956/44; Abb. 4) aufbewahrt wird. Aus archäologischer Sicht (Rieckhoff, 1990, S. 180) liegt ein Depotfund vor: die wertvolle Opfergabe eines Menschen der „Chamer Kultur“, ca. 3200 bis 2300 v. Chr. Sie macht deutlich, dass Menschen der Jungsteinzeit außergewöhnliche Felsformationen in der Natur als Manifestationen höherer Mächte zu sehen bereit waren und als naturheilige Plätze ehrten.

Das entspricht den Ergebnissen archäologischer Untersuchungen (Falkenstein, 2012; Wieland, 2012; Falkenstein & Seregély, 2014) an Felsheiligtümern



Abb. 4:
Neolithisches Steinbeil der Chamer Kultur, Depotfund an der Wollsackformation Riesensprung bei Drackenstein

im oberen Donautal (Scheuerlesfels und Rockenbusch bei Buchheim, der Petersfels und das Käpfle bei Beuron) in der Schwäbischen Alb (der Hägelesberg bei Urspring, der Messelstein bei Donzdorf) und in der nördlichen Frankenalb (der Hohle Stein bei Schwabthal, der Große und Kleine Rothenstein bei Stübig). Funde zerbrochener Keramikgefäße auf dem Top der Kalkfelsen aber auch an ihrem Fuß ergeben Datierungen von der Jungsteinzeit über die Bronzezeit bis zur Latènezeit. Bemerkenswerterweise lassen sich überwiegend Schalen – und Schüsselformen rekonstruieren, deren Inhalt geopfert werden sollte, nicht aber die Gefäße selbst. „Die exponierte Lage auf den Fels- und Berggipfeln gibt auch den Hinweis, dass sich Opfer und damit verbundene Bitten wohl an überirdische Mächte richteten, die man im Himmel oder der Luft wählte und denen man bei der Opferhandlung möglichst nahe sein wollte“ (Wieland, 2012, S. 278). Ohne Einschränkung kann dies auch für die möglichen Kultplätze auf Bergkuppen des Falkensteiner Vorwaldes gelten. Zeitliche Eckpunkte ergeben sich aus dem jungsteinzeitlichen Steinbeilfund vom Riesensprung bei Gibacht und den keltischen Runenzeichen auf dem Schalenstein nahe der Kesselbodenkapelle von Igleinsberg (Gde. Prackebach). Einziger Unterschied ist das Fehlen von Keramikschalen: Im Kristallgranit der naturheiligen Plätze erübrigten sie sich vielleicht wegen ortsfester Schalen- und Schüsselformen und machten ihren Transport zu den Kultplätzen überflüssig. Der Mangel an Gebrauchskeramik erschwert in unserem Falle allerdings die archäologische Datierung und Bewertung der Plätze.

Auf der Oberseite des größten und zugleich besonders exponierten Wollsackblocks der 100 Meter langen Felsformation am Riesensprung ist eine große, steilwandige Wanne von (spitz-)ovaler Form (Abb. 5) mit einer Länge von 1,5 Meter ca. 20 bis 40 Zenti-

meter eingetieft. Der Rand ist südseitig V-förmig ausgespart und wird möglicherweise durch eine ansatzweise Vertikalkluft beeinträchtigt. Dennoch sammelt die Hohlform heute noch Niederschlagswasser. Als nachweisliches Naturheiligtum wird ihr Ursprung das Ergebnis natürlicher Verwitterung sein. Wegen der besonderen Größe wäre aber auch eine anthropogene Nachbearbeitung denkbar.

Am höchsten Punkt des Bergkamms (574 m) führt ein mehrere Meter langer Spiralpfad zu einer randlich überhöhten Schale hinauf. Von den Erosionsbahnen der Karren, die es in wenigen Exemplaren im Waldviertelgranit gibt, unterscheidet er sich deutlich. Die von Menschenhand geschaffene Form wiederholt sich bei der Felsformation am Wackelstein bei Gibacht (Abb. 7). Nur 1,5 Kilometer vom naturheiligen Platz Riesensprung entfernt führte in der Jungsteinzeit im Talgrund des Regens die „Feuersteinstraße“ (Binsteiner, 2005) als Fernhandelsroute. Begehrtes Handelsobjekt war Arnhoferer Silex, das High tech-Material der Jungsteinzeit.

Natürlicher Wackelstein und Schalensteine bei Gibacht im Regenknief (Karte: Nr. 2)

Von Heilinghausen im unteren Regental geht es über die Rodungsinsel Gibacht auf gut markiertem Wanderweg zum „Wacklsto“ am Hohen Stein.

Auf der Gipfelkuppe eines blockreichen Kristallgranit-Höhenrückens am Westrand der alttertiären \pm 550 Meter-Rumpffläche befindet sich 240 Meter über dem Regental eine Felsformation mit Wollsackblöcken und einer Kristallgranit-Kugel mit Kette, die im Gleichgewicht liegend durch den sportlichen Einsatz mancher Wanderer schon unzählige Male in Bewegung versetzt worden sein dürfte. Und so kann man



Abb. 5: Schalenstein auf Wollsackformation (555 m) am Sattel, Riesensprung bei Drackenstein

leicht drei schüsselartige Formen von 30 bis 50 Zentimeter Größe übersehen, die in ihrem Vorfeld auf einem Block (Abb. 6) nebeneinander eingetieft sind und einen kreisrunden bzw. spitzovalen Habitus von geneigter Achse aufweisen. Die kreisrunde Schale ist senkrecht eingetieft und führt in jeder Jahreszeit Niederschlagswasser. Am Gipfelplateaurand mit Blick über das Regental sind weitere schalenförmige Vertiefungen natürlichen Ursprungs auf insgesamt sieben Blöcken der Felsformation zu finden. Auf den umgebenden Hängen fehlen sie. Bemerkenswert ist auch der höchste Punkt der Felsformation (579 m): Ein



Abb. 6: Wollsackblock aus Kristallgranit mit drei Schalen im Vorfeld des Wackelsteins am Gipfel des Hohen Steins bei Gibacht

mehrere Meter langer Spiralfpfad führt auf der runden Kuppe zu einer randlich überhöhten Schale hinauf (Abb. 7). Diese geometrische Linienführung findet sich auch am höchsten Punkt des Riesensprungs (574 m). Es handelt sich um keine natürliche Erosionsform, sondern stammt aus Menschenhand und kann je nach Perspektive eine ins Unendliche führende Aufwärtsbewegung suggerieren.

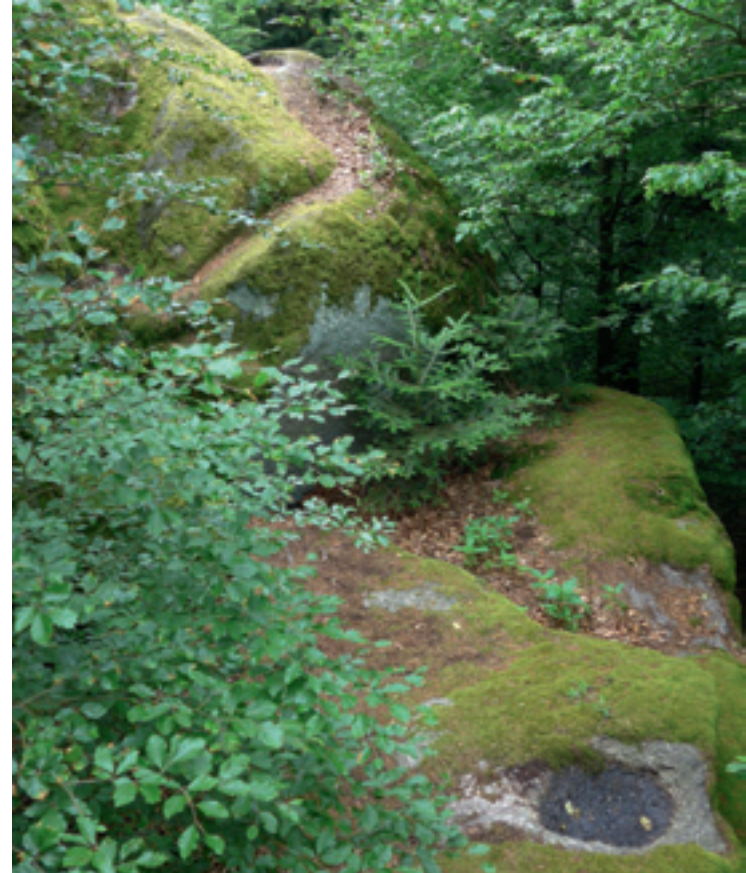


Abb. 7: Höchste Kuppe der Felsformation am Hohen Stein bei Gibacht (581 m) in Sichtweite des Wackelsteins mit spiralförmigem Pfad zu einem Schalenstein

Der Wasserstein bei Treitersberg Nähe Süßenbach (Karte: Nr. 3)

Auf der ± 550 Meter-Rumpffläche von Altenhann kommend befindet sich rechts am Straßenrand eine Kapelle, bevor es nach Treitersberg hinunter geht. Neben ihr parkt man am besten und folgt einem in Richtung Süd führenden Waldweg (teilweise beschildert als Wanderweg 133). An zwei aufeinander folgenden Gabelungen nimmt man jeweils den linken Pfad, bleibt immer auf gleicher Höhe und folgt dem Verlauf des Bergrückens insgesamt 800 Meter weit bis zu seinem Ende. Hier lohnt es sich, kleinräumig

nach einer Gruppe relativ flacher westexponierter Wollsackblöcke Ausschau zu halten, die ca. 20 Meter rechts des Pfades in einem Birkenbestand ein Felsplateau bilden. Erst wenige Meter davor wird man eines großen kreisrunden Wasserbeckens gewahr.

100 Meter über dem Otterbachtal (577 m) liegt abgeschieden der „Wasserstein“ als kulturgeologisch besonders wertvolles Denkmal. Schon seine exponierte Lage auf dem Top der 25 Quadratmeter messenden Plateauplatte der natürlichen Wollsackformation (577 m) prädestiniert ihn als naturheiligen Platz. Die stets mit Wasser gefüllte kreisrunde Riesenschale hat einen Durchmesser von 1,2 Meter und ist 25 Zentimeter eingetieft: der größte Schalenstein (Abb. 8) des Bayerischen Waldes. Zum Ensemble gehören drei weitere Schalensteine mit kreisrunden, ca. 50 Zentimeter messenden flachen Schüsseln auf kleinen Wollsackblöcken und eine benachbarte spitzovale Form von ca. 70 Zentimeter Länge und randlicher Ausflussrinne, die ähnlich den begleitenden Schüsseln natürlichen Ursprungs sein kann. Das umlaufende Schriftband mit runenartigen Zeichen entstammt wohl eher dem frühen 20. Jahrhundert.

Positionierung, Dimensionierung und Exaktheit der Form der Riesenschale sind herausragend. Wären Menschen beispielsweise der Jungsteinzeit mit den ihnen zur Verfügung stehenden Werkzeugen in der Lage gewesen, eine derartige Schale herzustellen? Noch fehlt es an Versuchen der experimentellen Archäologie. Vielleicht wurde mit spitzen Steinbeilen aus Amphibolit gearbeitet. Vielleicht begann man mit einer Reihe von Bohrungen vergleichbar jener in Steinbeilen. Dann hätte man in einem erweiterten Kreis kleine Bohrungen setzen oder Keilbüchsen meißeln können. Werden dann Holzkeile eingetrieben und mit Wasser begossen, würde die Natur die Sprengarbeit überneh-



Abb. 8: „Wasserstein“ bei Treitersberg (Gde. Süssenbach) über dem Otterbachtal auf exponierter Stelle des Granitplateaus (577 m) mit eingetiefter Schale von 1,2 Meter Durchmesser

men: Die Hölzer quellen auf, der Stein spaltet wie gewollt. So ähnlich wurden noch Mitte des 19. Jahrhunderts auf der Viehweide westlich von den Roßbacher Steinbrüchen mittels Keilbüchsen und Eichenholzkeilen Spaltarbeiten an Dioritkugeln durchgeführt. Zur Verwendung der Riesenschale ergeben sich derzeit keine Anhaltspunkte.



Abb. 9: Drei Fragmente einer Großplatte aus Kristallgranit mit Bruchkanten und Schalen, Nordgipfel (594 m) des Lauberbergs bei Falkenstein



Abb. 10: Wackelstein-Effekt in den zwei Wasser gefüllten Schalen eines künstlich geschaffenen Plattenfragments am prähistorischen Kultplatz Lauberberg-Nordgipfel

Wollsack-Formation „Opferstein“ bei Süßenbach (Karte: Nr. 4)

In 1,5 Kilometer Entfernung liegt in nordöstlicher Richtung 570 Meter hoch die Wollsack-Formation „Opferstein“ mit 30 Meter hoher Abbruchkante. Sucht man den Zugang zum obersten Block von der Bergseite her, passiert man eine separat liegende Wollsackplatte mit eingetiefter runder Schale. Damit ergibt sich die gleiche räumliche Anordnung von Wollsackturm und Schalenstein wie bei Igleinsberg und es besteht möglicherweise ein vergleichbarer funktionaler Zusammenhang (Hauner, 2018).

Die Wackelsteinplatte vom Lauberberg bei Falkenstein (Karte: Nr. 5)

An der Straße Falkenstein – Marienstein liegt rechterhand der Lauberberg. Man folgt einem Wanderweg (Goldener Steig, Weg Nr. 114), der den 700 Meter langen und 50 Meter hohen Bergrücken erschließt und am prähistorischen Kultplatz auf dem Nordgipfel des Lauberbergs (20 Meter links des Weges) vorbei führt.

Die natürliche Klüftung des Kristallgranits hat hier keine rundlichen Formen der Blockbildung – wie am Hohen Stein bei Gibacht gesehen – zugelassen. Es herrschen Wollsackplatten vor. Hier zeigt sich der überraschende Befund eines von Menschenhand wohl in prähistorischer Zeit abgetrennten Plattenteils, der fortan als Wackelstein (Abb. 9) zu gebrauchen war. Ein wichtiges Indiz für die Aufwertung eines Kultplatzes.

Ohne Einsatz metallischer Werkzeuge ist die durchschnittlich 1,5 Meter dicke Kristallgranit-Platte in aufwändiger Arbeit in drei Fragmente zerlegt worden: Die Spuren zeigen, dass in einem ersten Arbeits-

schritt zwei bis zu 50 Zentimeter tiefe, U-förmige Rinnen von 1 bis 2 Meter Länge eingetieft wurden. Dann konnten mittig auf ganzer Länge Holzkeile angesetzt und gewässert werden, was schließlich zum künstlichen Spaltbruch der Platte führte. Die Zersatzzone an der trennenden Horizontalkluft zur darunter liegenden Bodenplatte muss wohl vorab ausgeräumt worden sein, um ermessen zu können, wie das tonnenschwere Fragment mit seinem Schwerpunkt auf dem Scheitel der darunter liegenden Platte zu liegen kommen wird. Durch geringfügige seitliche Versetzung wurde dies auch erreicht: Die Platte kann also durch geringe Gewichtsverlagerung einer breitbeinig auf ihr stehenden Person zum Wippen gebracht werden. Die Schaukelbewegung spiegelt sich in den Interferenzwellen des Schalenwassers zweier nachträglich eingetiefter Schalen (Abb. 10).

Bergplateau Heilingholz – Eichelberg: Schalen natürlichen und anthropogenen Ursprungs (Karte: Nr. 6)

Im weglosen Waldgelände des 4.000 Quadratmeter messenden Bergplateaus (597 bis 615 m) nördlich von Frauenzell liegen nahe dem Plateaurand mehrere kleine Felskuppen mit pilzartigen Kappen (Abb. 11), die von Natur aus wegen einer dichten Folge von Horizontalklüften eine sog. „Fladenverwitterung“ zeigen. In Sichtweite des Plateaurands liegen jedoch zwei Teile einer Felskuppe (Abb. 12): Neben dem kompakten unteren Teil, in dem von Menschenhand drei Schalen eingetieft sind, liegt die zugehörige Kappe. Dies kann als Indiz für die bewusste Einrichtung eines großen Kultplatzes gelten, an dem es von Natur aus an Schalensteinen fehlt. 700 Meter entfernt häufen sich in südöstlicher Richtung am Plateaurand des Eichelbergs (595 bis 626 m) die üblichen Wollsackforma-



Abb. 11: Fladenverwitterung auf den Felskuppen des Plateaus Heilingholz bei Frauenzell



Abb. 12: Anthropogen gekappter und mit Schalen versehener Kristallgranitblock und seine fladenverwitterte Kappe, Plateau Heilingholz bei Frauenzell



Abb. 13: Schalensteine an der Abbruchkante des Plateaus Eichelberg bei Frauenzell (620 m)

tionen mit Einzelblöcken und Schalen (Abb. 13). Die Sichtbeziehung zum dichten Siedlungsgebiet der Jungsteinzeit, Bronzezeit und Eisenzeit entlang der Hochterrassenkante des Donautales (Harting – Obertraubling – Riekofen) ist ideal. Die jungsteinzeitliche Siedlung Riekofen liegt 17 Kilometer entfernt. Wenngleich ein archäologischer Nachweis für einen prähistorischen Kultplatz bislang fehlt, besteht aus geologischer Sicht an der künstlichen Herstellung der Schalen kein Zweifel.



Abb. 14: Großer Menhir knapp unterhalb der Plateaukante am Kirnberg in 535 m Höhe

Der Menhir von Kirnberg: prähistorischer Kultplatz mit astronomischer Bedeutung? (Karte: Nr. 7)

Rechts der Straße von Bruckbach nach Forstmühle liegt der Kirnberg. Unser Ziel sind markante Felsgruppen am Plateaurand im weglosen Waldgelände.

Vom westlichen Hangfuß in 480 Meter Höhe zieht sich auf 100 Meter Breite ein Wollsackfels-bestückter Granitrücken bis zum Plateau in 540 bis 550 Meter



Abb. 15: Offene Visierung: „Kimme“ als ovale Aussparung im Rand der spitzovalen Schale am Plateaurand und „Korn“ als Spitze des Menhirs unterhalb der Plateaukante

Höhe hinauf. Dieses ist Teil der alttertiären Rumpflfläche. Am Plateaurand sind, wie allgemein üblich, Felstürme und Blöcke der alttertiären Granitzersatzdecke während des Eiszeitalters durch Gelifluktion und Abspülung freigelegt und teilweise hangabwärts transportiert worden.

Unmittelbar am west- bis süd-exponierten Plateaurand gibt es jedoch auffällige Veränderungen an der natürlichen Anordnung. Am Steilhang knapp unter-

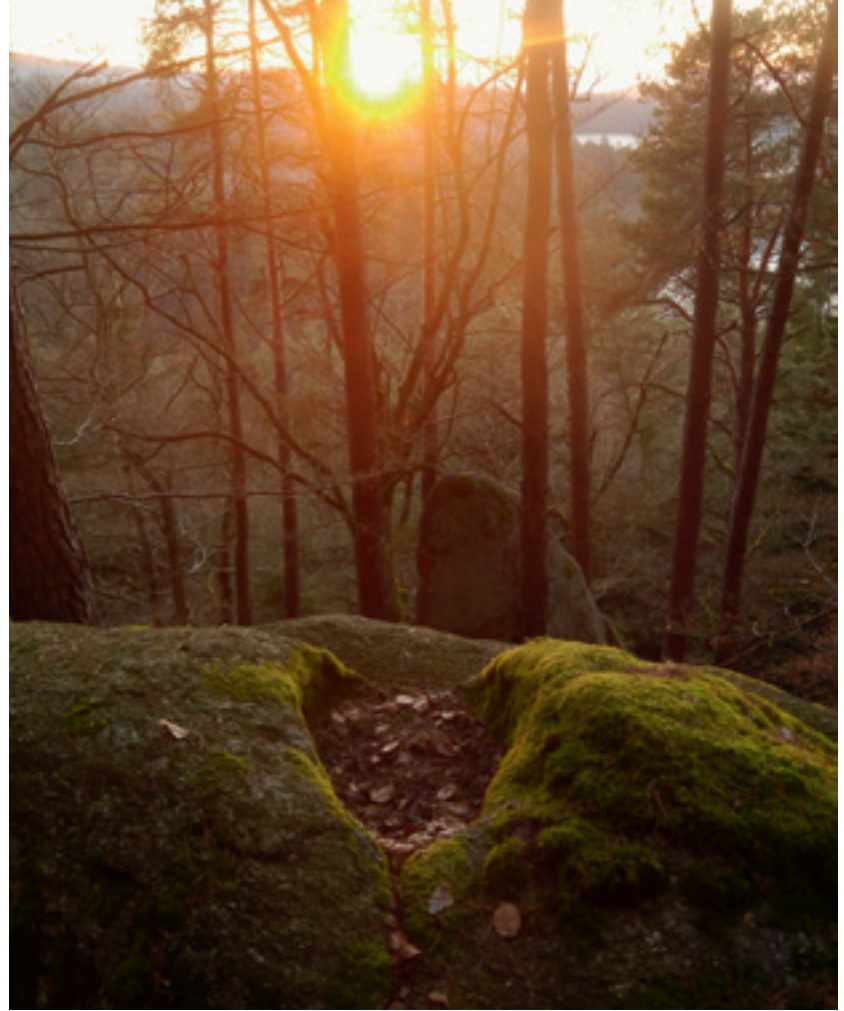


Abb. 16: Sonnenuntergang in den Tagen der Wintersonnenwende bei offener Visierung über Schalenstein und Menhir an der SW-exponierten Plateaukante des Kirnbergs (aufgenommen am 30. Dezember 2016 um 17.10 Uhr)

halb der Plateaukante in 535 Meter Höhe ragt eine ca. 6 Meter hohe, frei stehende „Granitnadel“ auf. Es handelt sich um die walrückenförmige oberste Steinplatte eines ehemaligen Wollsackturms, die unversehrt erhalten ist. Absolut ungewöhnlich ist allerdings ihre um 90° gekippte stabile Lage, die durch natürliche Hangbewegung nicht erklärt werden kann. Die Platte ruht vertikal über ihrem Schwerpunkt und muss aus Gründen der Standfestigkeit zwischen Blö-

cken im Hang sehr gut verkeilt sein. Durch allmähliche Rückverlegung des Plateaurands kam sie an der Hangkante zu liegen, konnte aber an dieser Stelle von Menschenhand trotz ihres Gewichts von 50 Tonnen mit einfachen Mitteln aufgerichtet werden. Einen derart länglichen, hochragenden Monolithen jungsteinzeitlicher Provenienz bezeichnet man als „Menhir“ (Abb. 14).

Welche Funktion der Menhir hatte, lässt sich von einem direkt oberhalb liegenden Schalenstein aus erkennen. Von hier aus fällt auf, dass der Rand der spitzovalen Schale in ungewöhnlicher Weise U-förmig ausgespart und der dem Betrachter zugewandte Aus-

lauf der spitzovalen Schale mittig ist. Nimmt man die Menhirspitze als Korn und legt die Visierrichtung Kimme und Korn (Abb. 15) an, ergibt sich ein imaginäres Ziel am Horizont in Richtung WSW: 237° als heutiger Messwert einer 5.000 Jahre alten Visierlinie unter Berücksichtigung der Veränderung der Präzession des Systems Sonne-Erde. Auf dieser Linie (Abb. 16) geht die Sonne zur Wintersonnenwende (21. Dezember) unter. Der Schalenstein (Abb. 17) weist neben der üblicherweise nur an geneigten Blockflächen vorkommenden spitzovalen Schale, mit einer Stufe von ihr getrennt, zusätzlich ein kreisrundes kleines Becken auf.

Jungsteinzeitliche Agrargesellschaften waren auf systematische Himmelsbeobachtungen zur Bestimmung des Jahreszyklus angewiesen, worauf Kreisgrabenanlagen mit astronomischem Bezug hinweisen. Im niederbayerischen Dugau wurden mittels Luftbildinterpretation und Bodennagnetik eine Reihe von mittelneolithischen Kreisgräben entdeckt: Bodendenkmale im Löss, am leistungsfähigsten das astronomische Grabenwerk von Landau-Meisterthal (Becker, 1990 und 1994), in dem man den Zeitpunkt der Tagundnachtgleiche (Äquinoktien) und die Termine der Winter- und der Sommersonnenwende exakt bestimmen konnte. Es waren mehr als nur Orte astronomischer Beobachtungen. Durch die Mitwirkung der Sonne galten sie als heilige Bezirke, die Schicksal bestimmende Informationen zum Jahreszyklus und zum Wohl der jungen Agrargesellschaft gaben.

Die Fakten sind: Die Kirnberger Steinpeilung gibt mittels Schalenstein und Menhir den Termin der Wintersonnenwende an. Nur in aufwändiger Gemeinschaftsleistung kann der 50 Tonnen schwere Menhir an der Böschung auf vorbereitetem Untergrund in die senkrechte Lage gekippt worden sein. Dann erst gibt die Positionierung des Schalensteins einen Sinn. Mit



Abb. 17: Kombination wassergefüllter runder und spitzovaler Schalen, getrennt durch eine ebenfalls anthropogen entstandene Felsstufe im rechten Winkel zur Visierlinie an der Plateaukante des Kirnbergs

einer Gesamtgröße von 20.000 Quadratmeter wäre das Kirnberg-Plateau für große Versammlungen wie geschaffen. Indizien, die für einen prähistorischen Kultplatz mit astronomischer Bedeutung sprechen. Eine archäologische Untersuchung seitens einer der bayerischen Universitäten wäre überaus wünschenswert.

Wenige Meter entfernt breitet sich knapp unterhalb des Plateaurands ein zweites Blockensemble aus: Eine Fels-Plattform (Abb. 18) mit flacher Wasserschale und zwei aufliegenden Steinkugeln. Jedes Teil entstammt dem pleistozän durch Gelifluktion und Ausspülung aufgelösten Woll sack-Gesteinsverband an der Plateaukante. Die Wasserschale ist das Ergebnis natürlicher Verwitterung auf der über 100 Tonnen schweren Felsplattform. Eine Bodenuntersuchung an der Plateauböschung ergab Granitzersatz, der kaltzeitlich von Blöcken vor Erosion und Ausspülung geschützt wurde, die heute am Übergang zur großen Platte stecken. Wohl erst nachträglich kamen zwei natürlich geformte Granitkugeln als Wackelsteine auf der Platte zum Liegen. Ob es sich um ein Arrangement für kultische Zwecke handelt, gilt es zu untersuchen.



Abb. 18: Block-Ensemble aus einer Woll sack-Platte und kugeligen Granitformen unterhalb des Plateaurands am Kirnberg in 530 Meter Höhe

Natur- und Kulturdenkmäler – ein vorläufiges Fazit

Manches deutet darauf hin, dass Wackelsteine und Schalensteine an exponiert liegenden Woll sackfelsen im Falkensteiner Vorwald eine herausgehobene Bedeutung als naturheilige Plätze in prähistorischer Zeit hatten. Indizien hierfür sind der Steinbeil-Depotfund am Riesensprung, Felsformationen mit offensichtlich von Menschenhand angefertigten Schalen von Heilingholz, Igleinsberg, der Käsplatte bei St. Englmars des Treitersberger Wassersteins und des Süßenbacher Opferstein, die künstlich hergestellte Lauber-

berger Wackelsteinplatte und den beiden Spiralfäden am Riesensprung und bei Gibacht. Hinzu kommt der Menhir von Kirnberg, mit dem sich der Zeitpunkt der Wintersonnenwende feststellen lässt. Aus geowissenschaftlicher Sicht sind bei den genannten neun Geotopen anthropogene Eingriffe wahrscheinlich, die im Rahmen kultischer Handlungen einen Sinn geben.

Archäologischen Forschungen wird es vorbehalten sein, über die ersten Indizien hinaus Belege für



Abb. 19: Goldene Kugel in Myanmar

einen möglichen Kultplatzstatus zu finden. Mit den von der Jungsteinzeit bis in die Keltenzeit verehrten Felsheiligtümern an der oberen Donau, der Schwäbischen Alb und der nördlichen Frankenalb ist ein Anfang gemacht. Man kann es den jungsteinzeitlichen Agrarpionieren aus der Donauebene nur wünschen, die markanten Felsformationen als Kultplätze für spirituelle Zwecke genutzt zu haben. In anderen Regionen unserer Welt mit Inselbergen, blockbedeckten Bergkuppen und Wollsackfelsen ergibt sich heute noch folgendes Bild: Der Goldene Felsen von Kyaukse ist das tägliche Ziel unzähliger Gläubiger auf ihrem 15 Kilometer langen Pilgerpfad in das Bergland Myanmar – eine riesige Granitkugel (Abb. 19), die der Legende nach durch ein Haar Buddhas gesichert wird. Ihren Uluru (Ayers Rock), den bekanntesten Inselberg im Zentrum des australischen Kontinents, verehren die Aborigines seit Menschengedenken wegen seiner spirituellen Bedeutung im Rahmen ihrer Traumzeit-Erzählungen.

Einige der beschriebenen Felsformationen sind in das bayerische Geotop-Kataster eingetragen und besitzen Geotopschutz. Die Nutzung als naturheilige Plätze in prähistorischer Zeit verbunden mit anthropogenen Veränderungen würde sie zusätzlich zu Kultplätzen machen. An exponierten Stellen auf Bergkuppen jenseits der Donau gelegen, lassen sie sich beginnend in der Jungsteinzeit den Agrar- und Siedlungsräumen auf der lößbedeckten Donau-Hochterrasse zuordnen. Das Blockensemble am Rand des Kirnberg-Plateaus hat kultisch-astronomische Funktion, besitzt als prähistorisches Kulturlandschaftselement eine herausragende überregionale Bedeutung und verdient rücksichtsvollen Umgang bei Besichtigungen. Besonders wertvoll sind auch die anthropogen überprägten Felsformationen aus Wackelstein und Schalensteinen bei Gibacht

und auf dem Lauberberg sowie der große Wasserstein bei Treitersberg nahe Süssenbach.

Die Anregung zu dieser Arbeit entstand in gemeinsamen Exkursionen mit Franz Löffl, Forstdienststelle Brennbach (ALF Regensburg), bei der uns die Suche nach Indizien für kultische Nutzungen von Woll-sackformationen in prähistorischer Zeit immer stärker beschäftigte. Er hat mich auf die Singularität der Felsformation am Kirnberg aufmerksam gemacht und deren astronomische Bedeutung entdeckt. Ihm, dem Archäologen Dr. Christoph Steinmann (Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege) und dem Historiker und Kulturreferenten des Landkreises Regensburg Dr. Thomas Feuerer danke ich sehr für ihr Interesse

am disziplinübergreifenden Thema und die Diskussionen im Gelände. Mein Dank gebührt auch Gustav Mayer, akad. Steinbildhauer München, für die anlässlich einer gemeinsamen Exkursion gegebenen Erläuterungen zur Machbarkeit von Kristallgranit-Schalen mit einfachen Hilfsmitteln und zur Fertigung der Lauberberger Wackelsteinplatte.

Exkursionsführer des Autors zur Geologie und Landschaftsgeschichte des Bayerischen Waldes: Bd. 31 „Innerer Bayerischer Wald“ (2015) und Bd. 37 „Bayerischer Wald zwischen Pfahl und Donau“ (2018) in der Reihe „Wanderungen in die Erdgeschichte“ (Verlag Dr. Pfeil München).

Literatur

- Helmut BECKER, Mittelneolithische Kreisgrabenanlagen in Niederbayern und ihre Interpretation und Bodenmagnetik, in: Karl SCHMOTZ (Hg.), Vorträge des achten niederbayerischen Archäologentages, Deggendorf 1990, S. 139–176.
- Helmut BECKER, Prospektion und Sondagegrabung der mittelneolithischen „Ellipse“ bei Meisterthal, in: Das archäologische Jahr in Bayern 1993, Stuttgart 1994, S. 34–37.
- Alexander BINSTEINER, Die Lagerstätten und der Abbau bayerischer Jurahornsteine sowie deren Distribution im Neolithikum Mittel- und Osteuropas, in: Jahrbuch des Römisch-Germanischen Zentralmuseums 52, Mainz 2005, S. 48–83.
- Stanislav CHÁBERA, Mísovitě zvětrávání žuly v jižních Čechách (= schüsselförmige Verwitterungsformen im Granit Südböhmens). Sbor. Krajs. Vlastivěd. Muz. Čes. Budějovicích, Přírod. Vědy 3, České Budějovice 1996, S. 51–67.
- Frank FALKENSTEIN (Hg.), Hohler Stein, Rothensteine und Jungfernhöhle. Archäologische Forschungen zur prähistorischen Nutzung naturheiliger Plätze auf der Nördlichen Frankenalb, Scheinfeld 2012.
- Frank FALKENSTEIN & Timo SEREGÉLY, Opferstätten in Höhlen und auf Felsstürmen, in: Archäologie in Deutschland 2014 (2), S. 26–29.
- Ulrich HAUNER, Innerer Bayerischer Wald – Hoher Bogen, Lamer Winkel, Arber-Kaitersberg, Nationalpark und Dreissessel (Wanderungen in die Erdgeschichte 31), München 2015.
- Ulrich HAUNER, Bayerischer Wald zwischen Pfahl und Donau – Falkensteiner Vorwald, Regensenke, Vorderer Bayerischer Wald, Deggendorfer Vorwald, Passauer Vorwald, Wegscheider Hochfläche, Donautal und Neuburger Wald (Wanderungen in die Erdgeschichte 37), München 2018.
- Karl Heinrich HUBER, Zum Formenschatz der Granitverwitterung und -abtragung im nordwestlichen Waldviertel, in: Fritz Steininger (Hg.), Erdgeschichte des Waldviertels, Horn ²1999, S. 113–132.
- Sabine RIECKHOFF, Faszination Archäologie. Bayern vor den Römern, Regensburg 1990.
- Hans SEIDLMEYER, Lauberberg (Schalensteine), in: Führer durch die Umgebung von Regensburg, Nord-Ost-Gebiet zwischen Regen und Donau, Regensburg ³1927, S. 158–165.
- Susanne STRODL, Geologische Kartierung des Vydratals im Nationalpark Šumava. Der Einfluss von Gesteinsfestigkeit und Trennflächengefüge auf die Bildung „felsiger“ Verwitterungsformen im Vydra-Gebiet, Tschechien, unveröffentlichte Diplomarbeit, Technische Universität München 2004.
- Günther WIELAND, Besondere Orte. „Naturheilige“ Plätze, in: Die Welt der Kelten. Zentren der Macht – Kostbarkeiten der Kunst, Stuttgart 2012, S. 277–283.



Abb. 1: Ausschnitt aus dem Stundenbuch des Herzogs von Berry, um 1415 illustriert von den Brüdern von Limburg.

Gudrun J. Malcher

Wildwest im Landkreis Regensburg

Der internationale Ochsenhandel vom Mittelalter bis in die Neuzeit

Um den Fleischbedarf der Stadt zu decken, wurden über Jahrhunderte Ochsenherden von Ungarn nach Regensburg getrieben. Noch heute finden sich Spuren dieser „Oxenwege“.

Wenn die Regensburgerin vor ca. 700 Jahren in der Reichsstadt für ein gutes Fleischgericht einkaufen wollte, hatte sie meist nur die Wahl zwischen oft *finnigem*, d. h. von Trichinen (Fadenwürmern) befallenen Schweinefleisch und meist sehr zähem Fleisch von alten Kühen oder Zugochsen. Oder sie hatte viel Glück und bekam bei einem der Metzger gutes ungarisches Ochsenfleisch!

Gutes einheimisches Rindfleisch war selten. Zu Beginn des Winters wurden in Regensburg und Bayern üblicherweise viele Schweine und Rinder aus Futtermangel geschlachtet. Daher gab es im kommenden Frühjahr und Sommer kaum Fleisch in der Stadt oder der Umgebung, denn Salz zum Pökeln war teuer und die Erfindung des Kühlschranks ließ noch Jahrhunderte auf sich warten. Ein einheimischer bayerischer Ochse hatte zudem nur kaum über 1,0 Meter Widerristhöhe und war etwa 200 Kilogramm schwer.¹ Eigentlich war er also eher ein ausgemergeltes Öchslein und kein großer, kräftiger, wilder Auerochse mehr, wie er bis zum Ende des 15. Jahrhunderts noch in

Wäldern bei Passau lebte. Von diesen Auerochsen stammten die Öchslein unserer Gegend zwar ab, doch da man glaubte, dass alle Geschöpfe gottgegeben sind, dachte niemand daran, die Rinder durch Zucht wieder stattlicher werden zu lassen.

Die Entstehung und Entwicklung des Ochsenhandels

Am Ende des Hochmittelalters kam durch Handelskontakte eine neue Mode aus Norditalien nach Bayern: Rindfleischessen wurde zum Statussymbol. Das aufstrebende Bürgertum in Regensburg wollte Fleisch, saftiges Rindfleisch, und nicht die zähen „Schuhsohlen“ der alten Nutztiere. Die Geschäfte in der Stadt gingen überaus gut, und sehr viele Regensburger hatten deshalb das nötige Geld für den Fleischluxus. 1245 wurde Regensburg zur Freien Reichsstadt erhoben und gehörte somit nicht mehr zum bayerischen Herzogtum. Doch das städtische Hoheitsgebiet mit Wohn-, Acker- und Weideflächen, der Burgfried, war sehr klein² und ernährte nicht genügend Schlachttiere, um den steigenden Fleischbedarf decken zu können. Auf den städtischen Wöhrden war Platz für nur wenig Vieh und auf keinen Fall für größere Herden von Ochsen. Bayern war insgesamt lange Zeit hauptsächlich ein Getreideland – der Transportpreis von Gerste und Weizen blieb geraume Zeit sehr hoch. Um diese Unkosten möglichst niedrig zu halten, wurde Getreide jeweils direkt um die Stadt Regensburg und auch um



Abb. 2:
Ungarische Grau-
ochsen

die bayerischen Märkte angebaut. Daher hatte Bayern damals vergleichsweise wenig Platz für große Rinderherden.³

Das Rindfleisch musste also von anderen Orten herbeigeschafft werden. Um die Bevölkerung mit Rindfleisch bei Laune zu halten, wurden die Kaufleute in vielen bayerischen und deutschen Städten deshalb Meister der Logistik. Ihre Geschäftsidee war so einfach wie genial: Sie ließen regelmäßig ganze Rinderherden von weit her nach Regensburg und andere Städte treiben. Die Tiere kamen meist aus den Grasflächen Ungarns, sie waren außergewöhnlich beeindruckende, robuste große, hellgrau-weiße Steppenrinder. Die Prachtexemplare aus der Puszta brachten bis zu 1.000 Kilogramm auf die Waage und hatten

beeindruckende Hörner von fast 1 Meter Länge und 2 Meter Spannweite. Sie waren starke und schnelle Tiere, die unglaubliche Distanzen zurücklegen konnten. Zudem waren sie sehr robust und auf den Weiden unterwegs legten die Tiere auch wieder gut an Gewicht zu.

Der Handel mit ungarischen Waren ist schon früh belegt: Bereits 1201 werden in einer Urkunde „eine vorzügliche Handelschaft der Regensburgischen Kaufleute“ mit „Viehhäute[n], die von Ungarn herauf kamen (...)“ genannt.⁴ Dieser Häuteeinkauf musste zu der Zeit schon länger bestanden haben und ist damit mehr als 100 Jahre vor dem Nürnberger belegt.⁵ Anscheinend war der Lederbedarf früh schon groß. Bereits 1260 kam ungarische Wolle nach Regensburg

und Anfang des Jahres 1300 verbot der Regensburger Magistrat, ungarische Messer zu tragen. Auch durfte man damals Rinderhaar nicht schwarz färben. Warum das verboten wurde? Wir wissen es nicht, aber das Verbot macht nur Sinn, wenn das angesprochene Rinderfell hell war, wie das der ungarischen Steppenochsen.

Logistische Meisterleistung

Durch die ausgefeilte Logistik rückte das weit entfernte, damals kaum bekannte und unwegsame Südosteuropa ganz nah an Regensburg heran. Daher wurden Kaufleute in den Quellen auch oft „Abenteurer“ genannt.⁶ Import/Export wie damals – ohne Internet und sogar ohne Telefon – wäre heute nicht mehr denkbar.

Neben den eigentlichen Kaufleuten gab es früh auch schon Investoren, die sich nicht selber die Finger schmutzig machen wollten. Der Ochsenhandel war richtiges „Big Business“ und setzte eine erhebliche Kapitalkraft voraus. Da im Mittelalter permanenter Mangel an Bargeld herrschte, wurde die Bezahlung über ein Netz von Händlern in Form von einem komplizierten Tauschhandel organisiert, oft über mehrere Kaufleute und in verschiedenen Währungen. Die Händler lieferten wertvolle Textilien aus dem Westen nach Ungarn. Dazu mussten sie aber zuerst nach Frankfurt reisen, um dort auf der Messe Wolltuche einzukaufen, die aus Flandern, z.B. aus Gent oder Brügge, stammten. Von Frankfurt brachten sie die Textilien bis nach Ungarn. Im Gegenzug trieben die Kaufleute ungarische Rinderherden über Hunderte von Kilometern nach Bayern und Regensburg, zum Teil sogar noch weiter. Das Geniale dabei war: Die Steaks transportierten sich selbst und eine Konservie-



Abb. 3:
Der alte und neue
Regensburger Hof
am Lugeck in Wien,
von Franz Poledne,
1897. Der 1156
eröffnete Regens-
burger Hof diente
als Handelsnieder-
lassung und war
Lager, Faktorei und
Unterkunft für die
Händler.

rung war nicht notwendig, denn sie waren in der eigenen Haut vor dem Verderben geschützt.

In diesem Zusammenhang entwickelte sich ein länderübergreifendes Geflecht aus Rinderbaronen, Tuchlieferanten, Handwerkern, Metzgern, Handelsplätzen, Zollstellen und Cowboys.

Ein lukratives Geschäft

Die „Oxentrecks“ brachten guten Profit, wie wir aus dem Jahr 1422 wissen. Beim Einkauf in Ungarn kostete ein Ochse 3 ungarische Gulden 54 Schilling, beim Verkauf am Rhein brachte er 7 ungarische Gulden 66 Schilling.⁷ Das waren etwa 116 Prozent Gewinn, davon mussten nur noch die Unkosten, z. B. für die Treiber, für Futter, Tränke und Weide, abgezogen werden, die etwa dem Einkaufspreis von 4,33 Ochsen entsprachen. Auch entlang den Routen profitierten Bauern und Wirtsleute, indem sie z. B. Salz und Heu verkaufen oder Weiden kurzfristig verpachten konnten.

Über 70 Regensburger Ochsenhändler lassen sich allein bis etwa 1570 feststellen. Quellen dazu sind die Urkunden der Frankfurter Handelsmesse und des Regensburger Wundenbuches, in dem uns verhängte Strafen mitgeteilt werden.⁸ Der älteste Hinweis nennt den Ochsentreiber Nicolaus de Regenspurg, der 1343 in Frankfurt aus nicht genannten Gründen verhaftet wird. Oft waren es ganze Regensburger Familien, die „Ochsenbarone“, die sich dem Viehhandel widmeten und dadurch reich wurden. Zu ihnen gehörte z. B. die Familie Paumgartner. Ulrich Paumgartner der Ältere war um 1430 mit 14 eigenen Häusern, darunter eine Badstube und zwei Stadtbauernhöfe, der größte private Grundbesitzer in Regensburg. Er wohnte mit seiner Frau vermutlich im Baumburger Turm, in einem für Ratsherren üblichen Haushalt, in welchem neben seinem Weinschenk zwei Diener und zwei Mägde das Hauspersonal bildeten.

Die Geschäftskontakte reichten über enorme Distanzen, die persönlich gepflegt wurden. Oft mussten dazu mehr als 800 Kilometer mit dem Pferd zurückgelegt werden. Für die damalige Zeit war das eine richtige Weltreise durch viele Länder und ein sehr kompliziertes Unterfangen.

Bis etwa 1430 waren ausschließlich alteingesessene Regensburger Kaufmannsfamilien in diesem Geschäftszweig tätig, dann traten allmählich Mitglieder der neu entstehenden Viehhändlerbranche an ihre Seite.

Organisation der „Oxentrecks“

Mit dem Viehhandel und den „Oxentrecks“ war eine enorme Logistik verknüpft. Da die Herden die großen Heerstraßen nicht verstopfen durften, mussten die Routen abhängig vom Wetter, dem Zustand der Felder, von Kriegen oder der Jahreszeit jedes Mal neu gewählt werden.

Die Tiere benötigten unterwegs viel Wasser und große Weideflächen. Letztere in einem Getreideland mit wertvollen Ackerflächen zu finden und zu mieten, war besonders schwierig. Flurschäden mussten unter allen Umständen vermieden werden, denn sie wurden hart geahndet. Darüber hinaus brauchten die großen Steppenrinder viel Salz, das im Küchenwagen mitgeführt wurde.

Auch Personal war nötig und musste gut versorgt werden. Der sogenannte „Oxenkapitän“, der Herdenführer, ritt voraus, kündigte die Herde bei den Grundherrschaften an und besprach die Details mit den jeweiligen Amtsleuten. Er organisierte die Erlaubnis für den Trieb durch das Land, unter Umständen stellte er lokale Treiber ein.⁹ Er kümmert sich um die „Wegweiser“, d. h. Einheimische, die sich gut auskannten und manchmal mit einer Laterne als Führer dienten,¹⁰ aber auch um Zollpapiere und Zollgebühren an Brücken und in Märkten.

Seine Cowboys waren Haiducken aus Ungarn, die meist völlig ungebildet, aber sehr wehrhaft waren. Letzteres mussten sie bei den vielen Wegelagerern auch sein. Zum besseren Schutz konnten Kaufleute

für ihre Trecks zusätzlich bewaffnete Begleitung in den Städten anheuern, die sogenannten „Geleite“,¹¹ denn die Straßen waren unsicher und immer wieder wurde Viehhändlern ihr Eigentum gestohlen. Daher bewachten zusätzlich große Hunde, die sogenannten Bullenbeißer, die Herden und schützten sie auch vor Wölfen und Bären. Für die Wachhunde brauchten die Cowboys viel Fleisch, sicher aber nur von minderer Qualität.

Aber manchmal halfen auch die Bullenbeißer nicht: So gab es 1406 Ärger mit geraubtem Vieh in Zeitlarn,¹² ebenso im Sommer 1411 in Zeitlarn und Grünthal.¹³ 17 Jahre später wurde dem Satelpoger wieder Vieh in Zeitlarn entwendet¹⁴ und in Schierling ging es 1431 sogar um Mord. Anscheinend erschlugen dort zwei Ungarn einen Bürger namens Hochgeschoren, sie wurden zur Verurteilung nach Wien gebracht.¹⁵ Durch diese Straftat erfahren wir auch, dass sich Ungarn im Raum Regensburg bewegten, ob als Treiber oder Kaufleute bleibt allerdings unklar.¹⁶ Später hörte der direkte Handelskontakt nach Ungarn auf.

Für einzelne Kaufleute wurden Freipässe ausgestellt, d. h. sie mussten in Ungarn und Österreich keine Zölle zahlen. Diese Privilegien erhielten sie entweder, weil sie für hochadelige Auftraggeber unterwegs waren oder weil sie mit Bestechung oder anderen Mauseheleien arbeiteten, um die Bilanz eines Handelszugs aufzubessern.¹⁷ Das zeigt uns z. B. der Bericht über den Treck des Reichserbkämmerers (entspricht etwa dem heutigen Finanzminister) Konrad von Weinsberg aus dem Jahr 1422.¹⁸

Um 1570 herum wurden geschätzte 150.000 bis 200.000 Ochsen pro Jahr von Ungarn nach Westen getrieben. Was muss das für ein Lärm und Schmutz gewesen sein, wenn Hunderte von Steppenrindern durch die Gegenden um Linz, Schärding, Straubing,

Schönach oder Schierling nach Regensburg zogen. Wilder Westen in Bayern!

Um die Geschäfte zu vereinfachen, wurde später der Wechsel erfunden, ein Papier, das Geld wert ist. So musste man nicht immer riesige Mengen an Goldmünzen mit sich herum tragen, was sehr gefährlich war, da überall Raubritter lauerten. Aber der Wechsel setzte auch Vertrauen voraus – Vertrauen unter weit auseinander lebenden Geschäftspartnern und über lange Zeitspannen.

Leider lässt sich die Frage, in welcher Sprache die verschiedenen Nationalitäten miteinander kommunizierten, nicht beantworten. In diesem Zusammenhang ist es aber interessant zu wissen, dass der deutsche Begriff „Dolmetscher“ aus der ungarischen Sprache stammt. Diesen Begriff finden wir schon 1414 in einer Regensburger Urkunde,¹⁹ ein weiterer Hinweis auf einen engen Kontakt mit dem weit entfernten Land.

Die Bevölkerung der Reichsstadt und ihre Gäste

In der Reichsstadt kreuzten sich wichtige Fernstraßen, von Augsburg und Landshut, von Österreich über Straubing, von Franken über Sinzing aus Böhmen vom Schelmengraben herab. Die günstige Lage an der Donau brachte schon früh zahllose Reisende in die Stadt, v. a. Pilger, Soldaten, Kaufleute, Ritter und Adlige. Im Rahmen der Kreuzzüge, bei den Großveranstaltungen der Reichs- und Landtage, bei den Ritterturnieren oder bei hochadeligen Hochzeiten mussten große Mengen Fleisch für Tausende, teils hochrangige und anspruchsvolle Gäste organisiert werden. Allein zum Großen Christentag kamen im Jahr 1471 rund 10.000 Besucher in die Stadt, fast so viele wie sie damals Einwohner hatte. Sie alle, Besucher und Einwohner, wollten alle wochenlang gut versorgt werden.²⁰



Abb. 4: Das Gasthaus „Zum weißen Ochsen“ am Regensburger Fischmarkt, Fotografie von Friedrich Carl Weysser, 1897

Aus dem Evangelischen Bruderhaus, einer Regensburger Stiftung für arme, alte, ehrbare Handwerker, sind uns wertvolle Zahlen zum damaligen Fleischverzehr überliefert: Im Jahr 1582 verspeiste jeder Bewohner des Bruderhauses unglaubliche 155 Kilogramm Fleisch! Zum Vergleich: 2016 aß der Deutsche im Durchschnitt „nur“ 60 Kilogramm Fleisch, die Hälfte davon Wurstwaren.

Über Jahrhunderte musste sich Regensburg gegen das übermächtige Herzogtum Bayern behaupten. Die Herzöge versuchten immer wieder, Regensburg abzuschneiden, und setzten die Reichsstadt seit etwa 1500 immer wieder mit Lebensmittelsperren unter Druck, besonders nachdem die Stadt 1542 protestantisch geworden war. Doch der Kaiser setzte sich oft für die Reichsstadt ein, und so konnte der Ochsenhandel über Jahrhunderte hinweg zuverlässig Fleisch für die Regensburger sowie die Gäste und Besucher der Reichsstadt liefern.

Doch ein Besucher der Stadt übertrieb es: 1595 wollte ein gewisser Amman aus Grafentraubach bei Geiselhöring sein Können im Vielfressen zeigen und behauptete, er könne 20 Pfund Fleisch auf einmal essen. Der Rat handelte schnell, Amman wurde verhaftet und zum Tore hinausgewiesen. „Man solle sich nicht mit Fressen, sondern mit Arbeiten ernähren“, gaben ihm die Stadträte mit auf den Weg.

Handwerk und Gewerbe florieren

Die Gasthäuser, besonders die Wirtshäuser zum Weißen, zum Schwarzen oder zum Goldenen Ochsen, florierten nicht zuletzt durch diese Fleischlieferungen. Der Reisende Nicolai schrieb 1781, es gebe wohl keine Reichsstadt, die der Aufnahme von Gästen so günstig sei, wie Regensburg, wo nicht die Hälfte, so

doch gewiss der dritte Teil der Bürgerschaft aus Fremden bestehe.²¹

Aber nicht nur die Gastronomie florierte, sondern auch viele Handwerkszweige, die vom Fleischhandel profitierten. Denn was konnte man außer dem Fleisch der Rinder verwerten? Alles! Die Rinder waren sozusagen wie ein Kaufhaus: Sie boten z.B. Haare für Filz und als Polstermaterial, ohne das Rinderfett, auch Talg oder Unschlitt genannt, konnte sich kein Wagen und keine Maschine bewegen, darüber hinaus machte es Leder wasserabweisend, Unschlittkerzen garantierten die Beleuchtung, und die Reichsstadt benötigte viele Kerzen in den Wachtstuben der Stadttore oder bei Tanzveranstaltungen,²² zudem war Talg auch Grundlage für medizinische Salben und Pflaster.

Tausende von riesigen Ochsenhäuten wurden so verhandelt. Die Regensburger Gerbereien, Lederverarbeiter und Lederhändler waren überregional bedeutend. Sie produzierten Schuhe, Sättel, Riemen, Zelte, letztere u. a. auch für Pferde (Roßhütten), lederne Glockenklöppel oder die in jedem größeren Ort benötigten Wassereimer oder Feuerspritzen. Besonders auch das Militär und die Bergwerke in der Oberpfalz profitierten von diesen Produkten, die ohne die ungarischen Rinder nicht denkbar gewesen wären. In den Flüssen wurden Krebse mit Rindsleder gefangen,²³ es gab Därme zur Wurstherstellung, aus Knochen und Hörnern wurden viele wichtige Dinge des Alltags hergestellt, seien es Trink- und Ruffhörner, Würfel, Messergriffe, Rosenkranzperlen, Laternen, Löffel, Kämmе oder Knochenleim. Die Rinder lieferten darüber hinaus sehr wertvollen Dünger für die Äcker. Bei dieser Auflistung zeigt sich, wie unentbehrlich die großen ungarischen Schlachtochsen waren. Der Ochsenhandel garantierte somit vielen Gewerbe- und Handwerkszweigen in der Stadt ein Wohlergehen, besonders auch in Zeiten, da es anderen Berufen sehr schlecht ging.



Abb. 5:
Abbildung des
„Lichtziehers“ in
Christoph Weigel d.Ä.
Ständebuch von
1698

Der Niedergang des Ochsenhandels

Ab etwa 1500 veränderte sich das Handelswesen in Europa, nicht zuletzt beeinflusst durch die Türkenkriege. Im Ochsenhandel engagierten sich nun meist Metzger, die mit ihren Pferden auch die sogenannte „Metzgerpost“ betrieben. Sie waren bald ein Dorn im Auge der Familie von Thurn und Taxis, die die Reichspost organisierte, und deren Postbedienste-

te beklagten sich noch im 18. Jahrhundert über die Metzgerposten.²⁴ Diese Metzger-Viehhändler zogen nur noch selten über Oberdeutschland hinaus, und ihre Treiber waren meist Süddeutsche.

Ab dem 17. Jahrhundert begann die Viehhaltung im Bayerischen Wald auf den dort gerodeten Schachten. Viele der Rinder stammten ursprünglich wohl immer noch aus Österreich oder Ungarn und wurden auf den Weiden im Bayerischen Wald lediglich gemäs-



Abb. 6: Weidende Rinder auf den Ruckowitzschachten am Großen Falkenstein

tet. Die Regensburger Metzger waren dadurch aber nicht mehr auf die jahrhundertlang organisierten „Oxentrecks“ angewiesen, sondern besuchten meist nur noch die Viehmärkte im Bayerischen Wald und kauften dort „Waldochsen“ ein.

In der Folgezeit wurden nur noch vereinzelt Herden nach Regensburg getrieben. Aber noch 1814 lesen wir eine Auktionsanzeige „für pohlnische und ungarische Ochsen“ des Gastwirts „Zum Goldenen Bock“ in Regensburg.²⁵ Die Trecks hörten schließlich erst mit dem Anschluss Regensburgs an das Eisenbahnnetz im Dezember 1859 endgültig auf.

Indizien für den Verlauf der „Oxenwege“

Leider gibt es südlich der Donau und in Niederbayern nur wenige offensichtliche Relikte der alten Wegetrassen. Aber mit einigen Indizien lassen sich die „Oxenwege“ von Linz nach Schärding und weiter durch Niederbayern nach Regensburg trotzdem ungefähr nachvollziehen. Zu ihnen zählen Patrozinien, Abdeckereien, Straßen- oder Flurnamen und naturräumliche Gegebenheiten.

Zum Beispiel weisen Kirchen, die den Viehheiligen und vierzehn Nothelfern geweiht wurden, den Weg. Zu ihnen zählen z. B. die Patrozinien St. Leonhard, St. Ägidius, St. Vitus, St. Wendelin, St. Bartholomäus oder St. Nikolaus, der Heilige der Händler und Fernkaufleute. Solche Kirchen wurden häufig entlang von Handelswegen errichtet und in ihnen beteten z. B. die Viehhändler und Begleitpersonen des Trecks um gutes Gelingen der Reise.

Auch die Abdecker, in Süddeutschland auch Wasenmeister genannt, die für die Beseitigung von Tierkadavern sorgten, arbeiteten an Orten, wo viele Tiere geschlachtet oder größere Mengen Fleisch verzehrt

wurden. Die Abdeckereien weisen so zusätzlich den Weg. Den Beruf des Wasenmeisters gab es natürlich auch in Regensburg. Auf dem Urkataster ist z. B. eine Wasenmeisterei oder Schinderhütte am Hochweg 18/ Ecke Hans-Sachs-Str. eingezeichnet. Der Abdecker arbeitete bis kurz vor dem ersten Weltkrieg im Westen „bey de Prebrunner thor“.²⁶ Hier im Westen der Stadt befand sich jahrhundertlang der Dreh- und Angelpunkt des Rinderhandels und der Rinderhirten. Der Schelmengraben im Norden von Regensburg, dessen Name erstmals 1326 genannt ist, hat seinen Namen ebenfalls von diesem Gewerbe, denn „Schelm“ bedeutete früher auch „Aas“ oder „toter Körper“.²⁷

Die Ochsenherden legten am Tag nur 20 bis 25 Kilometer zurück. So brauchten die Trecks etwa vier Wochen von Westungarn bis nach Regensburg. Man orientierte sich unterwegs oft am Verlauf von Flüssen, um die Graurinder tränken und weiden zu können. Auch die Position von Mautstellen, wie z. B. die Brücke von Niederpörling an der Isar südlich von Plattling, sind weitere Indizien für den Routenverlauf.

Hohlwege und Hecken leiteten die Trecks, Dörfer mussten die Cowboys möglichst meiden. Denn immer wieder wurden die großen ungarischen Herden von Viehseuchen begleitet, und infizierten dadurch die einheimischen Tiere. Die frühen Seuchenbestimmungen geben spannende Einblicke in den Ablauf der Trecks:²⁸ Die Tiere wurden bei etwa 10 Stunden Triebzeit dreimal gefüttert und brauchten mindestens 1 Stunde zum Wiederkäuen. Da jeder Ochse jeden Tag eine Handvoll Salz bekommen sollte, mussten große Mengen an Salz für die Viehherden besorgt und mittransportiert werden. Bei 200 Tieren benötigte man für den einmonatigen Treck folglich etwa 150 Kilogramm Salz.

Auch Areale für eine längere Weidezeit waren wichtig. In diesen Mastzonen grasten die ungarischen

Ochsen, damit sie wieder Gewicht ansetzten. Auf dem Weg nach Regensburg boten sich hierfür z. B. östlich von Straubing, bei Pfatter oder im Tal der Großen Laber gute Gelegenheiten.

Auch Straßen- oder Flurnamen geben gute Hinweise auf die Trassen, z. B. gibt es in Hohengebraching und in Regensburg-Ziegetsdorf eine „Etz“, d. h. Viehweide. Weiter finden sich vielsagende Bezeichnungen wie die „Ochsenbreite“, „der Viehtrieb“ usw. Und sicher ist den Meisten die noch heute „Ochsenstraße“ benannte Ost-West-Verbindung zwischen Straubing und Abensberg bekannt, die durch den Süden des Landkreises Regensburg verläuft. Auf ihr zogen „Oxentrecks“ durch den Markt Schierling, bevor sie sich Regensburg oder dem Herzogs- und Garnisonsort Ingolstadt zuwandten.

Interessante Indizien können ebenso die sehr weitreichenden Verbindungen der adligen und kirchlichen Großgrundbesitzer, die oft ein und derselben Familie entstammten, sein. Weltliche Adlige, auch Bischöfe und Domherren besaßen Hofmarken, Schlösser, Mühlen und Tafernwirtschaften (Gasthöfe), an denen die Herden Halt machten und versorgt wurden. Private Kontakte und der Besitz von mehreren Hofmarken vereinfachten die Organisation des Ochsenhandels und sparten vermutlich auch Kosten.²⁹ Die Schloss- und Hofmarksherren waren zudem vermutlich dankbare Abnehmer des guten ungarischen Fleisches.

Die „Oxentrasse“ von Straubing über Riekofen nach Regensburg

Es gab damals viele verschiedene Routen, um mit den Herden von Linz in Österreich durch Niederbayern und den Süden und Südosten des heutigen Landkreises nach Regensburg zu gelangen.³⁰ Eine von ihnen,



Abb. 7: Das Wasserschloss Riekofen auf einem Stich von Michael Wening, 1721

die Strecke von Straubing über Riekofen bis nach Regensburg, soll näher vorgestellt werden.

Vom wichtigen Marktplatz in Straubing zog der Treck über Wiesendorf oder Bergsdorf, vorbei an Mötzing nach Riekofen, ein Ort mit einem Wasserschloss, das 1870 abgerissen wurde.³¹ Nordwestlich davon in den ehemaligen Pfatterauen lag der Amhof, ursprünglich Aheim genannt. Das Gut gehörte einst dem St. Katharinenspital in Regensburg. Auf den Weideflächen des Amhofs und auf Anteilen der Taimeriger Allmende graste in den folgenden Jahrhunderten im Sommer das Vieh aus dem Spitalhof in Regensburg.³² Hier war auch Platz für eine rastende Ochsenherde. Über die Flur „Am Furth“ zog die Herde weiter nach Taimering, wo noch ein Teil der römischen Straße mit Damm erhalten ist.

Es folgte Sengkofen, wieder mit einer großen Aue und einer Tafern mit Stall.³³ In der Nähe befindet sich das Gut Sankt Gilla mit der Kirche St. Ägidius, einem der Viehheiligen. Der Hof wird bereits 1274 erwähnt und stand unter der Verwaltung des Propstes Hawarts von Sünching. 1449 gehörte er dem Vitztum Ritter Dietrich von Stauff zu Ehrenfels, dem Stellvertreter des Herzogs. Im Dreißigjährigen Krieg stand er öde und konnte den Herden gut als Zwischenstopp dienen. Die Wiesmahd (Wiesen) wurde aber auch zeitweise an Taimeriger Bauern verpachtet.³⁴

Die Herde passierte anschließend Moosham mit dem ehemaligen Gut. Dann lud die Mühle an der Pfatter wieder zum Rasten und Tränken der Ochsen ein. Es folgte Mintraching mit dem ehemaligen herzoglichen Amtssitz und der Leonhardskapelle. In der Nähe des Ortes arbeitete der Wasenmeister. Weiter zog die Herde durch Mangolding mit der (ehemaligen) Wasserburg Haidau und einer Mühle. Es folgte die Burg Niedertraubling, in der sogar zeitweise der Stellvertreter des Herzogs residierte. Auch hier gab es einen Wasenmeister. In Obertraubling ließen die Cowboys bestimmt die Tafern nicht aus, die zeitweise Albrecht Altdorfer, dem Erbauer des Regensburger Fleischhauses, gehörte. Über Burgweinting mit der damaligen Wasserburg erreichte der Treck schließlich den „Mitterweg“ und endlich die Reichsstadt Regensburg. Sicher wird der ein oder andere Ochse bereits unterwegs seinen Käufer gefunden haben.

In Regensburg trafen sich die diversen Wege an den Stadtmauern, denn die Stadt hatte nur vier Tore, durch die der gesamte Verkehr in die Stadt gelangte. Die Ochsentrecks kamen von Süden durch Kumpfmühl oder Südosten über den Galgenberg und durch das heutige Kasernenviertel, sie erreichten ihr Ziel durch das Ostentor oder passierten entlang der Stadtmauer zum Rindermarkt im Westen am Jakobstor.

Viehhaltung durch die Stadt Regensburg

Nicht alle Ochsen wurden sofort geschlachtet. Die Metzger konnten sie auf den Weiden entlang der Donau, bei Prebrunn und auf den Wöhrden fressen lassen. Oder sie mieteten Grasflächen im damaligen „Ausland“, in Bayern. Sie stellten die Tiere bei Bauern unter und schlossen mit ihnen Pachtverträge.

Die Herrschaft Donaustauf wurde zwischen 1385 und 1488 von den Herzögen an die Stadt verpfändet.³⁵ Damit hatte Regensburg eine gute Möglichkeit, in der Nähe der Reichsstadt Rinder grasen zu lassen und Einnahmen aus der Rinderhaltung zu generieren. Über eine längere Zeit weideten hier Rinder, Ochsen, Stiere und Kühe, von denen immer wieder einige bei Bedarf geholt und z.B. als Geschenk an hochadlige Besucher verschenkt wurden.³⁶ Auch in Sarching wurde Vieh gehalten und immer wieder von dort in die Stadt gebracht.³⁷

Wir erfahren auch von Schwaigen (Milchbetrieben) im Raum Donaustauer Forst, die besonders um 1441 herum von einer Räuberbande unter dem Fleischmann Trunkel immer wieder überfallen wurden.³⁸ Dass die Stadt selber Milchproduktion durchführte, ist wahrscheinlich, denn immer wieder wurde für Kühe und Stiere bezahlt³⁹ und Hüter erhielten von der Stadt ihren Lohn. Vier verschiedene Käsesorten, nämlich „swaykas“ (Schwaigenkäse) und „speiskäs“,⁴⁰ aber auch „chräwtz käs“ (Kreuzkäse) und „terminirer käs“⁴¹ waren in der Reichsstadt bekannt.

Die Zugochsen der Stadtbauern waren in damaligen Stadtbauernhöfen untergebracht. Sie wurden von Stadthirten und -hirtinnen im Burgfried gehütet. In Regensburg wurden oft die Hirtinnen geholt, wenn das Hornvieh krank war, denn die Frauen kannten sich gut mit der Tierheilkunde aus und kastrierten sogar Stiere.⁴²



Abb. 8: Fleischhaus und Schmelzhaus in Regensburg, Georg Bahre, 1630

Das Ende der Reise

Am Ende ihrer langen Reise landeten die grauen großen Steppenrinder in Regensburg im sogenannten Fleischhaus, wo sie geschlachtet wurden. Am jetzigen Fischmarkt befand sich bis 1888 an der Donauseite das Schlachthaus mit anschließendem Verkaufsraum. In diesem Gebäude konnte der Rat der Stadt die überaus wichtige Fleischschau durchführen, auf die schon im Hochmittelalter sehr viel Wert gelegt wurde. Die Kunden hatten hier eine Auswahl unter 40 „Fleischtischen“ (Verkaufsständen).⁴³

Heute noch sichtbare Spuren des Ochsenhandels

Was sehen wir heute noch von dem ehemaligen Ochsenhandel in Regensburg? Bei Ausgrabungen stößt man immer wieder auf Reste von Knochenbearbeitung, von Gerbereien oder vom Ledermetier. Es finden sich Spuren der „Paternosterer“ (Hersteller von Rosenkranzperlen), die u. a. in der Kreuzgasse am Arnulfsplatz und in der Auergasse nahe der Gesandtenstraße lebten und arbeiteten. Im Westen der Stadt erinnern die Straßennamen der Lederer- und der Gerbergasse an die früher dort angesiedelten Handwerksbetriebe, deren Produkte überregionale Bedeu-

tung hatten. Auch zwei Kirchen zeigen uns, wie wichtig die ungarischen Ochsen für Regensburg waren: In der Alten Kapelle und in St. Mang in Stadtamhof ist das Symbol des Evangelisten Lukas jeweils als ungarischer Ochse dargestellt.

Der historische Ochsenhandel ist ein faszinierender Wirtschaftszweig der Stadt Regensburg, der vom Mittelalter bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts Bestand hatte. Doch viele Details dazu gilt es noch zu erforschen, denn er ist sicherlich einer der Motoren der Neuzeit!

- 1 Vgl. Ulf BEICHLE, *Haustiere: Das größte Experiment der Menschheit*, Oldenburg 1999, S. 16.
- 2 Vgl. Gudrun J. MALCHER, *Die Oxen-Connection. Die internationale Vermarktung von Ochsen – ein unbekannter Wirtschaftszweig in Regensburg vom Mittelalter bis in die Neuzeit*, Regensburg 2016, S. 26f.
- 3 Vgl. Johann Heinrich VON THÜNEN, *Der isolierte Staat in Beziehung auf Landwirtschaft und Nationalökonomie*, Jena 1826.
- 4 Carl Theodor GEMEINER, *Darstellung des alten Regensburgischen und Passauischen Salzhandels: ein Beitrag zur Vaterländischen Handelsgeschichte*, Regensburg 1810, S. 5 und Beilage Nr. 1.
- 5 Bislang galt das Handlungsbuch der Nürnberger Holzschuher von 1304–1307 als ältester Beleg. Leider wissen wir aus dieser Zeit über die Hornvieheinfuhr noch nichts. Doch die Reichstage und Kreuzzüge mögen schon ein Anreiz auch zu diesem Handel gewesen sein.
- 6 Stadtarchiv Regensburg (künftig StAR) Pol.III/1_045r kramer vnd abentewrer, StAR Pol.III/1_053r, StAR Pol.III/1_054r, StAR Pol. III/1_055v etc.
- 7 Vgl. Wolfgang STROMER VON REICHENBACH, *Zur Organisation des transkontinentalen Ochsen- und Textilhandels im Spätmittelalter. Der Ochsenhandel des Reichserbkämmerers Konrad von Weinsberg anno 1422*, in: Ekkehard WESTERMANN (Hg.), *Internationaler Ochsenhandel (1350–1750). Akten des 7th International Economic History Congress, Edinburgh 1978 (= Beiträge zur Wirtschaftsgeschichte Bd. 9)* Stuttgart 1979, S. 171–195.
- 8 Vgl. Gudrun J. MALCHER, *Der internationale Ochsenhandel der Reichsstadt Regensburg vom Mittelalter bis in die Neuzeit*, in: *Verhandlungen des Historischen Vereins für Oberpfalz und Regensburg (VHOR)* 156 (2016), S. 125–155.
- 9 Vgl. *Die Beschränkung und Verhütung der Rindvieh-Pest (Löserdürre) betr.*, *Regensburger Intelligenzblatt* Bd. 4, (1814), S. 21.
- 10 Vgl. *Chur- und Reichs-Fürsten-Raths-Protocolla, wie auch Conclusa und Reichs-Gutachten: samt Beylagen, die Chur-Bayerische Mauth- und Holz-Sache betreffend, Vom Jahre 1770*, S. 27. Siehe „Weiser“ oder „Wegweiser“.
- 11 StAR Cameralia (künftig Cam.) 6, fol. 47v. 1403 sind Regensburger Bürger „avf dem jarmart zu Strawbing“ und benötigen das „gelaitz“ (Geleit).
- 12 StAR Cam. 7, bl.1, fol. 8v.
- 13 StAR Cam. 7, bl.4, fol. 10v.
- 14 StAR Cam. 10, fol. 160v.
- 15 StAR Cam. 11, fol. 52r; StAR Cam. 11, fol. 63v.
- 16 Vgl. Klaus FISCHER, *Regensburger Hochfinanz*, Regensburg 2003, S. 232. Im Jahr 1395 werden Ungarn mit Handelsschiffen in Stadtamhof aktenkundig.
- 17 Vgl. Friedrich-Wilhelm HENNING, *Der Ochsenhandel aus den Gebieten nördlich der Karpaten im 16. Jahrhundert*, in: *Scripta mercaturae* 1 (1973), S. 38; Ekkard WESTERMANN, *Zum Handel mit Ochsen aus Osteuropa im 16. Jahrhundert*, in: *Zeitschrift für Ostforschung* 22 (1973), S. 241.
- 18 Vgl. STROMER VON REICHENBACH, *Organisation* (wie Anm. 5), S. 171–195.
- 19 StAR Cameralia 8, bl.2, fol. 61R (1414).
- 20 Vgl. Carl Theodor GEMEINER, *Stadt Regensburgische Jahrbücher vom Jahre 1430 bis zum Jahre 1496*, aus der Urquelle, den königlichen Archiven und Registraturen zu Regensburg 3, Regensburg 1821, S. 478f. und 483f.; Helmut WOLFF, *Regensburgs Häuserbestand im späten Mittelalter. Eine topographische Beschreibung der alten Reichsstadt aufgrund der Beherbergungskapazitäten für den Reichstag 1471*, in: *Studien und Quellen zur Geschichte Regensburgs* 3, (1985), S. 91–198.

- 21 Vgl. Friedrich NICOLAI, Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz, im Jahre 1781. Nebst Bemerkungen über Gelehrsamkeit, Industrie, Religion und Sitten, Berlin-Stettin 1783, S. 15.
- 22 StAR, Cam. Nr. 8. bl.2_014r (1412); StAR, Cam. Nr. 8. bl.2_032r (1412); StAR, Cam. Nr. 8. bl.2_070r (1414) etc.
- 23 Vgl. Heinrich MAIR-WALDBURG, Handbuch der Käse. Käse der Welt von A-Z. Eine Enzyklopädie, Kempten 1974, S. 45.
- 24 Vgl. Johann Ferdinand Roth, Geschichte des Nürnbergischen Handels, 4 Bde., Leipzig 1800–1802, hier Bd. 4, S. 282, 284.
- 25 Vgl. Regensburger Intelligenzblatt 4 (1814), S. 130f.
- 26 Vgl. Karl BAUER, Regensburg, Aus Kunst-, Kultur- und Sittengeschichte, Regensburg 1988, S. 536. Dann wird die Wasenmeisterei an den Unterislinger Weg verlegt.
- 27 Vgl. BAUER, Regensburg (wie Anm. 25), S. 669.
- 28 Vgl. Die Beschränkung (wie Anm. 9), S. 22.
- 29 Vgl. MALCHER, Oxen-Connection (wie Anm. 2), S.116–118.
- 30 Vgl. MALCHER, Oxen-Connection (wie Anm. 2), S. 122f. mit weiteren Routen.
- 31 <https://www.hdbg.eu/gemeinden/web/index.php/detail?rschl=9375191> (Zugriff am 28.08.2018).
- 32 Vgl. Artur DIRMEIER, Der Amhof „Seinesgleichen an Grund und Boden nicht leicht einer vorhanden seyn wird“, in: VHOR 145, (2005), S. 77–132, hier S. 98, 107.
- 33 Vgl. Rudolf FREYTAG, Zwei Dorfehaftordnungen, in: VHOR 84 (1934), S. 87–119, hier S. 105.
- 34 Vgl. Johann GÜNTNER, St. Gilla im Moos, in: VHOR 38, (1998), S. 7f.
- 35 Vgl. Adalbert MÜLLER, Donaustauf und Walhalla, Regensburg 1844, S. 6.
- 36 StAR, Cam. Nr. 2, bl.2 f. 003v, (1388f); StAR, Cam. Nr. 2, bl.2 f. 004r, (1401); StAR Cam. Nr. 2, bl.2 f. 005r, (1401/02); StAR, Cam. Nr. 2, bl.2 f. 005v, (1401/02); StAR, Cam. Nr. 3, bl.2 f. 096v, (1395); StAR, Cam. Nr. 3, bl.2 f. 098r + 098v, (1395); StAR, Cam. Nr. 5, f. 072v, (1400/01); StAR, Cam. Nr. 6, f. 034r, (1402); StAR, Cam. Nr. 6, f. 096r, (1404); StAR, Cam. Nr. 6, f. 098v, (1405); StAR, Cam. Nr. 6, f. 134r, (1406?); StAR, Cam. Nr.7, bl.1 f. 026r, (1407); StAR, Cam. Nr. 7. bl.1 f. 027v, (1407); StAR, Cam. Nr.7, bl.1 f. 027r-a, (chaufft von dem Tewrlinger, dem Pfleger von Stauf 1407?); StAR, Cam. Nr. 7, bl.1 f. 057r, (1408) weitere Nennungen bis StAR, Cam. Nr.7, bl.4 f. 031v, (1411); StAR, Cam. Nr. 8, bl.1 f. 026r, (1411); StAR, Cam. Nr. 9, nach f. 92r (1421/22); GEMEINER, Jahrbücher (wie Anm. 20), S. 740, zum Jahr 1486.
- 37 StAR, Cam. Nr. 07, bl.1 f. 032r (Sommer 1406), StAR, Cam. Nr. 07, bl.2 f. 032r, (Sommer 1409) etc. Sarching gehört damals zum Bistum Regensburg.
- 38 Vgl. GEMEINER, Jahrbücher (wie Anm. 20), S. 117.
- 39 StAR, Cam. Nr. 2, bl. 2 f. 005v, (1401/02).
- 40 StAR, Cam. Nr. 9, f. 092r, (1420/21), „swaykas“ bedeutet Käse von einer Schwaige und ist meist von besserer Qualität.
- 41 StAR, Cam. Nr. 11, f. 087v, (1431) Kreuz-Käse stammt aus Donauwörth vom dortigen Kloster und Terminer Käse wird von Bettelmönchen erheischt.
- 42 Vgl. Werner WETZSTEIN, Die Entwicklung des Veterinärwesens in der Freien Reichsstadt Regensburg, Dissertation, München 1958, S. 29. Einnahmen- und Ausgabenbuch des Almosenamtes (1551) 935. (1552) 936. (1585) 444. (1586), 657. (1587) 574+643. (1691) 602.; MALCHER, Oxen-Connection (wie Anm. 2), S. 14.
- 43 Vgl. Cornelia LOHMER, Gewerbliches Leben der Stadt der Reichstage, in: Regensburger Almanach 1990 (1989), S. 173–183, hier S. 180.



Abb. 1: Die Kulturpreisträger des Landkreises Regensburg 2018 zusammen mit ihren Laudatoren: Prof. Dr. Edwin Schicker, Michael Eibl, Renate Christin, Alois Geiwitsch, Christoph Preiß, Landrätin Tanja Schweiger, Dr. Thomas Feuerer.

Tanja Schweiger

Musikförderkreis Köfering-Neutraubling e.V.: Kulturpreisträger 2018

Laudatio anlässlich der Verleihung des Kulturpreises 2018 des Landkreises Regensburg an den Musikförderkreis Köfering-Neutraubling e. V. am 27. Juli 2018 im Schloss Wörth a. d. Donau

Unser diesjähriger Kulturpreisträger zeichnet sich durch außergewöhnliches ehrenamtliches Engagement im kulturellen Bereich aus. Bereits seit 40 Jahren organisiert er Konzertveranstaltungen auf höchstem Niveau und bereichert dadurch das kulturelle Leben im Landkreis in hohem Maße. Die Rede ist vom Musikförderkreis Köfering-Neutraubling e.V., dem somit elften Kulturpreisträger des Landkreises Regensburg.

Stellvertretend für den Verein darf ich an dieser Stelle den ersten Vorsitzenden Herrn Kreisrat Prof. Dr. Edwin Schicker begrüßen, den zweiten Vorsitzenden Herrn Alois Geiwitsch, den ehemaligen ersten Vorsitzenden Herrn Dr. Peter Englhardt, der von 1978 bis 2014 an der Spitze des Musikförderkreises stand, sowie Herrn Franz-Peter Klein, der seit der Vereinsgründung das Amt des Schatzmeisters ausübt.

Ebenfalls begrüßen darf ich Frau Roswitha Englhardt, denn auch wenn sie kein Vorstandsamt ausübte, so kam doch von ihr die Initiative zur Vereins-

gründung. In den 1970er Jahren wurden im Raum Regensburg und Kelheim vom sogenannten „Eggersberger Collegium“ Klassikkonzerte veranstaltet, die auf großes Interesse bei der Bevölkerung stießen. Ende des Jahres 1977 schlug Frau Englhardt deshalb vor, dass man ja in Köfering auch einen Verein gründen könnte, der Konzerte veranstaltet – wo doch ohnehin so viele Domspatzen und musikalisch Interessierte in der Umgebung wohnten. Gesagt, getan: Die ehemaligen Domspatzen Herr Dr. Engelhardt, Herr Prof. Schrems und Herr Klein setzten mit einigen Mitstreitern diese Idee kurze Zeit später gemeinsam in die Tat um, und am 12. Februar 1978 wurde der „Musikförderkreis Köfering e.V.“ aus der Taufe gehoben.

Der Musikförderkreis Köfering-Neutraubling e. V. bietet schon seit 40 Jahren ein ausgesprochen abwechslungsreiches Konzertprogramm auf höchstem Niveau, das die gesamte Bandbreite musikalischer Ausdrucksformen abdeckt. Die umtriebigen ehrenamtlichen Kulturveranstalter, von denen einige der Verantwortlichen schon von Anfang an im Verein engagiert sind, haben seit dessen Gründung beeindruckende 287 Konzerte organisiert. Mit seinem nachhaltigen Engagement hat der Preisträger des Jahres 2018 das kulturelle Leben im Landkreises Regensburg während der letzten vier Jahrzehnte entscheidend mitgeprägt. (Auszug aus der Begründung der Jury)



Der junge Verein erhielt von Beginn an von vielen Seiten Unterstützung, darunter auch von einem Herrn, der sich im Frühsommer 1978 meldete und über den Musikförderkreis schreiben wollte. Gerne stellte man dem Unbekannten einige Unterlagen und das geplante Programm zur Verfügung, und erst später stellte sich heraus, dass es kein Geringerer als Prof. Dr. Eberhard Dünninger war, der als Referent des Bayerischen Kultusministeriums sehr gute Kontakte zum Rundfunk und zur Presse hatte und für den Musikförderkreis kräftig die Werbetrommel rührte.

Auch die gräfliche Familie von und zu Lerchenfeld unterstützte den Verein von Anfang an und bis

heute tatkräftig: Graf Ludwig und Gräfin Sybille von und zu Lerchenfeld engagierten sich beispielsweise in der Vorstandschaft, zudem erlaubte man dem Musikförderkreis, für die Konzerte Räumlichkeiten des Schlosses Köfering zu nutzen. Daraus wurde eine Tradition, denn bis heute finden regelmäßig Konzerte im Innenhof oder in der Bibliothek des Schlosses statt.

Daneben gab es zahlreiche weitere Unterstützer, die dem Musikförderkreis zum Teil bis heute treu geblieben sind.

Das Programm wurde kontinuierlich ausgeweitet, und so brauchte man bald einen zusätzlichen Veranstaltungsort. Ab 1986 wurde deshalb zusätzlich



zum Schloss immer häufiger auch die Stadthalle Neutraubling für Konzerte des Musikförderkreises genutzt. Folglich wurde 1988 beschlossen, den Verein in „Musikförderkreis Köfering-Neutraubling e.V.“ umzubenennen.

An seinen beiden Spielorten Köfering und Neutraubling bietet der Musikförderkreis nun schon seit vier Jahrzehnten ein abwechslungsreiches Konzertprogramm auf höchstem Niveau, mit dem die gesamte Bandbreite musikalischer Ausdrucksformen abgedeckt wird. Der Verein organisierte bislang sage und schreibe 249 Konzerte mit teils namhaften Größen der Klassikszene, u. a. mit den Regensburger Dom-

spatzen, der Capella Antiqua, den Singphonikern, dem Oktett der Deutschen Oper Berlin, den Münchner Philharmonikern, mit Stimmwerck, dem Vokal Ensemble Hubert Velden, mit Gerold Huber oder Valery Oistrach, um nur einige zu nennen.

Insgesamt waren so seit 1978 rund 1.700 Musikerinnen und Musiker aus mindestens 12 Ländern beim Musikförderkreis zu Gast. Ich finde, diese Zahlen sprechen für sich.

In diesen 40 Jahren haben die Mitglieder großes ehrenamtliches Engagement gezeigt und nicht nur die Konzerte organisiert, sondern auch Nachwuchsmusikerinnen und -musiker gefördert, indem sie bei-

*Abb. 2 und 3:
„Romantische
Sommer-Serenade“
der Bläserphilhar-
monie Regensburg
am 1. Juli 2018 im
Schlosshof Köfering.*



Abb. 4: Siegfried Mauser, Cornelia Froboess und Andreas Burkhart präsentieren beim Jubiläumskonzert am 22. April 2018 „Die schöne Magelone“, Johannes Brahms op. 33.

spielsweise den Gewinnern von „Jugend musiziert“ die Möglichkeit zu Auftritten geben oder indem interessierte Schülerinnen und Schüler der Musikschulen freien Eintritt zu den Konzerten erhalten.

Zudem pflegt der Musikförderkreis engen Kontakt zu zahlreichen Musikgruppen und Orchestern im In- und Ausland, beispielsweise zum Belgrader Orchester oder zum Jugendorchester von Odessa, und trägt so zu Integration und Kulturaustausch bei, denn Musik ist bekanntlich ein Element, das Menschen über alle Sprach- und Ländergrenzen hinweg verbindet.

Jeder weiß, dass man bei einer ehrenamtlichen Tätigkeit viele Stunden seiner Freizeit investiert. Auch beim Musikförderkreis schreckten die Mitglieder nicht zurück, sich zu Tages- und Nachtzeiten für den Verein zu engagieren. Ich habe mir sagen lassen, dass die Vorstandschaft des Musikförderkreises gerade in den Anfangsjahren beruflich so eingespannt war, dass man sich oft erst nachts um 22 oder 23 Uhr treffen konnte, um über das Programm, die Gestaltung von Plakaten und Programmheften und dergleichen zu diskutieren.

Ehrenamtliches Engagement kann nicht oft genug gewürdigt werden. Denn ohne den ehrenamtlichen Einsatz von Kulturvereinen wie dem Musikförderkreis Köfering-Neutraubling e.V. wäre die kulturelle Landschaft ärmer. Sie sind das Herz und die Basis der Kulturarbeit auf dem Land, die das kulturelle Leben auch abseits der großen Städte entscheidend mitprägen, auch bei uns im Landkreis Regensburg. 2009 haben wir aus diesem Grund bereits das Kulturforum Schloss Alteglofsheim e.V. und 2011 das Kuratorium Europäische Kulturarbeit Beratzhausen e.V. mit dem Kulturpreis des Landkreises Regensburg ausgezeichnet.

Der Musikförderkreis Köfering-Neutraubling e.V. hat in den vergangenen 40 Jahren eine konstante und



nachhaltige Kulturarbeit im Landkreis geleistet und ist deshalb ein würdiger Preisträger, der den Kulturpreis, die wichtigste Auszeichnung des Landkreises im kulturellen Bereich, absolut verdient hat. Und so wünsche ich dem Musikförderkreis auch für die nächsten Jahrzehnte viel Erfolg und zahlreiche engagierte Mitglieder.

Ich darf Sie nun bitten, nach vorne zu kommen, damit ich Ihnen den Kulturpreis 2018 des Landkreises Regensburg überreichen kann.

Ich bin stolz und auch sichtlich bewegt, dass ich im Namen des Musikförderkreises den Kulturpreis des Landkreises entgegennehmen darf. Ich bedanke mich bei allen Unterstützern und Mitstreitern, denn nur gemeinsam können wir unserem Motto treu bleiben und weiterhin hochwertige klassische Musik zu erschwinglichen Preisen anbieten. (Auszug aus der Dankesrede von Prof. Dr. Edwin Schicker, 1. Vorsitzender des Musikförderkreises)

Abb. 5:
Die Fraunhofer Saitenmusik war 2017 zu Gast beim Musikförderkreis Köfering-Neutraubling e.V.



Abb. 1: Christoph Preiß aus Tegernheim ist ein außergewöhnliches musikalisches Nachwuchstalent.

Thomas Feuerer

Christoph Preiß: Jugendkulturpreisträger 2018

Laudatio anlässlich der Verleihung des Jugendkulturpreises 2018 des Landkreises Regensburg an den jungen Pianisten und Organisten Christoph Preiß am 27. Juli 2018 im Schloss Wörth a. d. Donau

Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Festgäste!

Wenn man sich die Schlagzeilen anschaut, die in den letzten Jahren über den heute 17-jährigen Pianisten Christoph Preiß aus Tegernheim geschrieben wurden, wird einem ehrlich gesagt schon ein bisschen anders: „Ein virtuoses Ausnahmetalent“ oder „Ausgereiftes Talent“ oder „Christoph Preiß, das Wunderkind“ oder „Ein Wunderkind, jawohl!“, so hieß es da in steter Regelmäßigkeit.

Liest man dann auch die zugehörigen Preetexte und Konzertkritiken, ist man endgültig schwer beeindruckt – zumal, wenn man wie ich zwar selbst etliche Jahre Klavierunterricht bekommen hat, der Erfolg der eigenen Bemühungen in einem vergleichsweise sehr überschaubaren Rahmen blieb, um nicht zu sagen: gegen Null tendierte.

Ich muss allerdings zugeben: Bei Begriffen wie „Ausnahmetalent“ oder „Wunderkind“ bin ich normalerweise eher vorsichtig. Denn in unserer medienbestimmten, sensationslüsternen Zeit wird sehr

schnell nach irgendeinem Superlativ gegriffen, der dann oft keine allzu große Halbwertszeit hat. Man denke nur an die vielen „Superstars“, die Deutschland angeblich in den letzten Jahren gesucht hat, und von denen man schon nach kurzem nicht einmal mehr den Namen kennt, falls man ihn sich überhaupt jemals eingepägt hat.

Außerdem hat Patrizia Steipe schon 2014 recht treffend, wie ich meine, in der Süddeutschen Zeitung über Christoph Preiß geschrieben: „Mit Attributen wie ‚Wunderkind‘, die an Zirkus und Schaustellerei erinnern, werden die Zuhörer dem jungen Talent keineswegs gerecht, denn Musikalität hat nichts mit dem Alter zu tun, und neben der gottgegebenen Begabung hat der junge Mann auch tausende Stunden mit Üben verbracht.“

Und trotz alledem: Sie haben Christoph Preiß zu Beginn dieses Festaktes selbst gehört. Er hat die „Chromatische Fantasie in d-Moll“ von Johann Sebastian Bach (BWV 903) gespielt. Wie will man über dieses begnadete Klavierspiel reden, frage ich Sie, ohne dabei in Begeisterung und Schwärmerei zu verfallen?

Lassen wir zunächst die Fakten sprechen

Christoph Preiß wurde im Jahre 2001 geboren. Klavier spielt der Domspatz, der im nächsten Jahr am Musikgymnasium in Regensburg sein Abitur machen wird, schon seit seinem fünften Lebensjahr. Daneben komponiert und improvisiert er auch sehr gerne. Seit



Abb. 2: Der 17-Jährige hat bereits drei CDs veröffentlicht.

Christoph Preiß gilt als außergewöhnliches musikalisches Nachwuchstalent: Der junge Pianist und Organist aus Tegernheim, der auch selbst komponiert und improvisiert, zählt als mehrfacher Bundespreisträger in verschiedenen Wertungen beim Wettbewerb „Jugend musiziert“ zu den Besten seines Alters in ganz Deutschland. Seit vielen Jahren ist er Schüler des früheren Konzertpianisten und Komponisten Franz Hummel und von Domorganist Prof. Franz Josef Stoiber. Trotz seines jungen Alters hat er bereits zahlreiche Konzertauftritte absolviert und drei Alben beim renommierten Musikverlag TYX Art veröffentlicht. (Auszug aus der Begründung der Jury)

2011 wird er von dem bekannten Komponisten und früheren Konzertpianisten Franz Hummel unterrichtet. Von ihm hat er seine besondere Spieltechnik erlernt, ihm verdankt er daher im Wesentlichen auch seine fantastische künstlerische Entwicklung.

Christoph nahm seit 2008 jährlich bei dem Wettbewerb „Jugend musiziert“ teil, und zwar in den Wertungen Klavier solo, Klavier vierhändig, Duo Klavier und Cello, Trio Klavier, Violine und Cello sowie Orgel. Dabei erwarb er zahlreiche Erste Preise. In der Wertung Klavier solo ist er sogar zweifacher Bundespreisträger geworden, und auch in der Wertung Orgel gelang ihm bereits dieser tolle Erfolg.

Abgesehen von seiner Beteiligung an über 20 Benefizkonzerten seit 2009 hat Christoph Preiß bislang zehn Solokonzerte absolviert, u.a. 2015 beim Beethoven-Festival in Bonn und ein Konzert in Friedrichshafen, 2016 ein Benefizkonzert für den VKKK Regensburg e.V., 2017 im Münchner Künstlerhaus am Lenbachplatz und zuletzt Anfang Mai 2018 in der ungarischen Partnerstadt Regensburgs, in Budavár. Mit den größten und schwierigsten Werken der Klassik und der Romantik hat er dabei das Publikum immer zu Ovationen hingerissen!

Damit nicht genug: Vor kurzem, noch mit 16 Jahren, hat Christoph bereits seine dritte CD auf den internationalen Markt gebracht, nachdem mit zwölf Jahren das erste von ihm eingespielte Album erschienen ist und mit 14 das zweite. Jedes der bei dem in Fachkreisen sehr angesehenen, übrigens in Nittendorf und damit im Landkreis Regensburg ansässigen Label TYXart veröffentlichten Alben dokumentiert eindrucksvoll, welch außergewöhnliches Talent er ist.

Kein Wunder also, dass die Öffentlichkeit schon bald auf Christoph Preiß aufmerksam wurde: Vom Fernsehsender „TVA“ wurde er zum Beispiel zum „Mensch des Jahres 2013“ gekürt, und im Dezember

Erst durch das besondere Zusammenwirken von technischer Brillanz und Souveränität sowie genuiner Musikalität kann eine Künstler- und Musikerpersönlichkeit entstehen, die in der Musik alle Facetten unseres Lebens, von stiller Trauer bis zum pompösen Freudentanz, abbilden kann.
(Christoph Preiß)

2014 porträtierte ihn sogar das „ZDF heute journal“. Interviews wurden unter anderem auf BR Klassik und im WDR ausgestrahlt. 2013 erhielt er vom Kulturförderverein Regensburger Domspatzen e.V. und 2015 von der Hildegard-Schmalzl-Stiftung in Regensburg jeweils ein Stipendium.

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

Lassen Sie mich zum Schluss und berufenere Fachleute zu Wort kommen:

Christoph Preiß ist in den letzten Jahren „zu einem technisch faszinierenden und interpretatorisch eigenwilligen, originellen Künstler herangewachsen, der bei den Kennern längst als ‚Geheimtipp‘ gilt“, hat sein Musikverleger Andreas Ziegler geschrieben.

Es ist es immer wieder aufs Neue verblüffend, über welch zupackende Leichtigkeit und Virtuosität dieser jugendliche Pianist verfügt, „der“ – und ich zitiere hier noch einmal Ziegler – „mit einem ausgesprochen deutlichen Instinkt für die stilistischen Anforderungen der verschiedenen Epochen ausgestattet ist und dessen pianistische Fähigkeiten alle technischen Schwierigkeiten mühelos bewältigen“.

Nicht zuletzt dank seines „bewundernswerten Grades an technischer Reife und musikalischer Überzeugungskraft“ (Zitat von Michael Scheiner, der Christoph für den Kulturpreis vorgeschlagen hat)



zählt Christoph Preiß heute zweifellos zu den besten Pianisten seines Alters in ganz Deutschland. Als weit über die Grenzen des Landkreises hinaus wirkender musikalischer Botschafter hat er unseren Jugendkulturpreis 2018 redlich verdient, darin war sich die Jury dieses Wettbewerbs absolut einig – und ich als Klavier-Dilettant, als Amateur ganz im Sinne des Wortes, kann dem nur zustimmen!

Bevor wir zum Abschluss noch das „Finale Allegro vivace aus der Großen Sonate Op. 37 in G-Dur“ von Peter Iljitsch Tschaikowsky von ihm hören dürfen (und eventuell als Zugabe die „Etüde Op. 25 Nr. 11“ von Frédéric Chopin), gratulieren wir Dir, lieber Christoph, zu dieser Auszeichnung, wir sind stolz auf Dich und wünschen Dir von ganzem Herzen viel Glück und Erfolg für Deine weitere Karriere!

*Abb. 3:
Christoph Preiß beeindruckte die Gäste der Preisverleihung mit seinem virtuosen Klavierspiel.*



Abb. 1:
Renate Christin bei
der Aktion „Straßen in
Europa“ in Rafailovici in
Montenegro.

Michael Eibl

Renate Christin: Kulturpreisträgerin für das Lebenswerk 2018

Laudatio anlässlich der Verleihung
des Kulturpreises des Landkreises
Regensburg für das Lebenswerk
2018 an die bildende Künstlerin
Renate Christin am 27. Juli 2018 im
Schloss Wörth a. d. Donau

Renate Christin ist eine Künstlerin und Kunstbewegerin: Allein schon ihr künstlerisches Lebenswerk würde eine Auszeichnung mit dem Kulturpreis des Landkreises verdienen. Dies gilt in gleicher Weise für ihr herausragendes Engagement als Kunstorganisatorin. Ich nenne sie eine „Kunstbewegerin“, weil es ihr auf unnachahmliche Weise gelingt, Menschen für die Kunst und Menschen mit der Kunst in Bewegung zu setzen.

Fragt man sie danach, wie sie an diese vielen Ämter gekommen ist, stellt sie einfach fest: „Ich suche nicht, ich werde gefunden.“ Renate Christin ist immer geworden worden. Wenn man sie näher kennt, erklärt sich das von selbst: Renate Christin hat eine freundliche, Menschen gewinnende Persönlichkeit. Wenn sie Dinge beginnt, „schwimmt sie auch ans andere Ufer“, wie sie es selbst bezeichnen würde. Sie sagt nicht: „Ich bringe die Dinge zu Ende“, weil sie immer wieder Menschen sucht, die ihr Engagement weiterführen und weitertragen.

Viele haben sie gefunden: Sie war von 2002 bis 2005 Vorstandsvorsitzende und von 2005 bis 2008

Vorsitzende der Internationalen Gesellschaft für bildende Künste (IGBK).

Sie hat sich besonders für Frauen in der Kunstszene eingesetzt, weil sich Frauen oft zu wenig zutrauen, vielleicht zu wenig in den Mittelpunkt drängen. Um dies zu verbessern, haben sich die Kunstorganisation GEDOK, der Verband der Gemeinschaften der Künstlerinnen und Kunstfördernden e.V., und Renate Christin verdient gemacht. Von 2002 bis 2008 war sie Vorstandsmitglied der GEDOK, ab 2006 stellvertretende Vorsitzende.

Auch international hatte sie sich weiter für die Künstler eingesetzt. Sie war von 2003 bis 2007 Mitglied des Vorstands des European Council of Artists (ECA).

In der Region hat Renate Christin viel bewegt: Sie war 1993 Gründerin der Gruppe Regensburger Künstlerinnen (GReK), und von 2010 bis 2014 erste Vorsitzende des Regensburger Kunstvereins GRAZ, dem sie seit 2008 angehört. Unvergessen ist ihr enormes nachhaltiges Engagement als künstlerische Leiterin des internationalen Kunstforums auf Schloss Eichhofen im Landkreis. Von 1988 bis 2013 unterrichtete sie die Teilnehmerinnen jedes Jahr zweimal eine Woche, manchmal auch drei Wochen, immer solange die Teilnehmer wollten. Dazu lud sie immer Gastkünstler ein, die frei in ihrer Gestaltung waren. Am Ende des Kunstforums gab es immer eine Ausstellung in diesem wunderbaren alten Gebäude der Schlossbrauerei Eichhofen.



Abb. 2: Christin begeistert Kinder für Kunst.

Renate Christin ist künstlerisch in der Region verwurzelt, richtete den Blick aber immer weit hinaus in die Welt. 1996 wurde sie Gründungsmitglied der internationalen Kunstgruppe SaFiR, die Abkürzung steht für Salzburg, Firenze, Regensburg: Was für eine wunderbare Achse der Kunst!

Mit dieser Gruppe ist sie hineingewachsen in die offenen Grenzen Europas. Sie hat Europa als Künstlerin erlebt. Alleine die Ausstellungen mit dieser Gruppe in Deutschland, Österreich, Italien, Tschechien, Slowenien und Kroatien nehmen einen großen Teil ihres Lebenslaufs in Anspruch. Immer wieder präsentierten sie Ausstellungen und Aktivitäten zu Themen

wie „gemeinsames Haus Europa“ oder „Künstlersolidarität gegen Kulturverlust“.

Renate Christin lebt ihre Kunst, sie nimmt hochinteressiert das Zeitgeschehen auf und ist auf ihre Art immer politisch aktiv. Sie hat sich eingesetzt für die Kunst in der Region und in Europa. 13 Jahre war sie in den Verbänden aktiv. Sie strebte keine Ämter an, sondern sie ist der Meinung, dass sie so viel Gutes im Leben bekommen hat. So hat sie es als normal empfunden, eine Zeit lang für andere da zu sein. Der Begriff „eine Zeit lang“ ist äußerst bescheiden, wenn man die vielen Ämter und die Dauer dieser Ämter und das damit verbundene Engagement betrachtet.

Wo und wie aber begann das künstlerische Wirken der ursprünglich technischen Zeichnerin und Betriebsingenieurin? Es begann mit einer Wand im Kellergeschoss, die sie spontan und aus dem Bauch heraus bemalte. Einfach so. „Ich musste das einfach tun. Intuitiv und ohne zu überlegen malte ich drauflos. Als ich meinem Mann das Werk zeigte und meinte, dass ich glaube malen zu können, sagte er: ja, glaube ich auch.“ So schilderte sie es in einem Interview dem Journalisten Peter Lang. Sie wünschte sich zu Weihnachten einen Ölfarbkasten und legte los. Bei einem Aufenthalt im Bad Abbach interessierte sich der Galerist Herbert Riemer für ihre Arbeiten. Es kam zur ersten Ausstellung. Bei ihrer ersten Vernissage war sie verhindert, weil sie im Krankenhaus war. Es sollten viele Ausstellungen mit ihrer persönlichen Präsenz folgen. Ihre künstlerische Ausbildung begann Renate Christin an der Internationalen Sommerakademie in Salzburg und Millstatt sowie bei einem Aufenthalt an der Akademie in Haifa. 1980 war sie in Salzburg Meisterschülerin bei Professor Albert Bitran aus Paris. Wichtig war weiter ein Aufenthalt im Virginia Center for the Creative Arts in den USA. Sie erhielt hierzu 1989 ein Stipendium der Stadt Regensburg.

Was mit der kleinen Galerie im Bad Abbach begann, entwickelte sich zu einer unglaublichen Erfolgsgeschichte: Etwa 60 Einzelausstellungen konnte ich zählen, zahlreiche Gruppenausstellungen, die bereits erwähnten Ausstellungen mit der Gruppe SaFiR sowie mit der Gruppe Regensburger Künstlerinnen, schier unzählige Ausstellungsbeteiligungen, Kunstprojekte und weitere Kunstaktivitäten. Sehr wichtig ist Renate Christin ihre Teilnahme an Symposien.

Bei einem Symposium durfte ich sie persönlich näher kennenlernen. Es war im Jahr 2007 beim Internationalen Malersymposium in Beratzhausen mit dem Titel „Europa grenzenlos – Zeit in Bewegung“. Als wir das Symposium planten, sagte mein Freund Sepp Bezold zu mir: „Die Renate Christin passt zu uns.“ Als wir Renate Christin während des Symposiums näher kennenlernen durften, konnten wir feststellen: „Wir passten zu Renate Christin.“ Es wurde uns bewusst, wie weit sie mit ihrem europäischen Engagement und ihrer künstlerischen Entwicklung unserer Entwicklung in der Europagemeinde schon voraus war.

Renate Christin schuf während dieses zwölf-tägigen internationalen Symposiums jeden Tag ein Werk. Inspiriert vom heißen Sommerwetter und dem lustvollen energiegeladenen Arbeiten inmitten der Symposiumsteilnehmer hat sie die ausdrucksstarke Farbe Rot gewählt. Während sie für die Zahlen des jeweiligen Datums, die gewollte Vorgabe Blau verwendet hat. Dabei hat sie das jeweilige Datum der zwölf Tage aufcoloriert und, um die Zeit des Aufenthaltes zu dokumentieren, mit wichtigen Beiträgen aus der Tageszeitung unterlegt. Auf eine eindrucksvolle Art und Weise hat Renate Christin das Thema des Symposiums „Zeit in Bewegung“ umgesetzt und uns beeindruckt. In Beratzhausen haben wir sie beim Symposium so wie viele andere bei Symposien erlebt: Renate Christin ist in einer Künstlergemeinschaft sehr schnell das Herz des



Abb. 3: Von 1987 bis 2013 veranstaltete Renate Christin (r.) zusammen mit dem Ehepaar Ingeborg und Dr. Günther Schönharting (l.) das Internationale Kunstforum in Eichhofen.

Im Landkreis Regensburg zu wohnen ist für mich ein gutes Lebensgefühl. Daraus ergeben sich auch meine Aktivitäten. Für diese Aktivitäten den Kulturpreis des Landkreises zu bekommen bedeutet mir sehr viel, weil ich mich freue, dass sie bei den Menschen angekommen sind. (Renate Christin)



Abb. 4: Die international anerkannte bildende Künstlerin Renate Christin wurde für ihr Lebenswerk auf den Gebieten der Malerei, der Skulptur und der Installationen ausgezeichnet.

Symposiums. Hier kommt ihre Persönlichkeit, ihre freundliche und gewinnende Art voll und ganz zum Tragen.

Am Beispiel der „12 Tage“ wird auch die Arbeitsweise der Künstlerin Renate Christin deutlich: Auf der nackten Leinwand platziert sie zunächst Ausrisse aus ihrer Sammlung. Das können Zeitungen, Wellpappe, Fotos oder Pappstücke sein. Dann kommt die Farbe ins Spiel. Die Versatzstücke verraten ihr noch nach Jahren, wo sie ihre Collagen gesammelt hat. Damit weiß sie, wo sie zur Zeit der Malerei war. Sie arbeitet nie an nur einem Bild. Bei kleineren Formaten sind es neun, bei größeren meistens drei Leinwände. Zunächst spielt sie sich mit ihren Objekten ohne Ziel und Zeitdruck. Aus diesem Spiel entwickeln sich Details, die sie sich nicht ausdenken muss, die für sie aber dann nach längerer Betrachtung wichtig werden. Die meiste Zeit vergeht, bis sie sich ernsthaft mit der Bearbeitung beschäftigt. Sie arbeitet dabei nicht an der Staffelei, sondern ihre Leinwände liegen auf dem Boden. So kann sie das Bild von allen Seiten betrachten. Dabei steht oft bis zum Schluss nicht fest, wo oben und unten ist. Es entstehen ihre vielfältigen Motive, häufig mit Häusern, Figuren, Köpfen und vieles mehr.

Ihre Kunst drehte und dreht sich fast immer um Europa. „Straßen in Europa“ und „Fremde – Freunde“ sind entstanden. Wertvolle Impulse für ein Europa, das sich immer noch in der Selbstfindung befindet. Wer sich mit Renate Christin näher beschäftigt, spürt, dass von ihrer Kunst eine politische Kraft ausgeht. Europa braucht Liebhaberinnen und Visionäre, keine Technokraten und Egomane. Renate Christin zeigt mit ihrer Kunst Wege auf.

Besonders erwähnen will ich das Langzeitprojekt „Lebens-Fluss-Donau“. Fünf Reisen von 1998 bis 2002 auf der Donau in den Jahren nach dem Jugoslawienkrieg, als die Brücken in Novi Sad noch zerbombt

Renate Christin ist eine international anerkannte bildende Künstlerin, die ein imposantes Lebenswerk auf den Gebieten der Malerei, der Skulptur und der Installationen geschaffen hat. Ihre Arbeiten aus verschiedensten Materialien wurden weltweit in mehreren Ausstellungen und im Rahmen von Messen gezeigt, ihre Werke sind in vielen öffentlichen Sammlungen vertreten. Daneben hat sich die in Viehhausen bei Sinzing lebende Christin durch ihr großes bürgerschaftliches Engagement in zahlreichen Künstlervereinigungen und -verbänden sowie im Kulturmanagement und in der Kulturvermittlung weit über die Grenzen des Landkreises hinaus höchste Verdienste erworben. (Auszug aus der Begründung der Jury)

waren und man nur ein- oder zweimal pro Monat mit dem Schiff passieren konnte. Renate Christin führte Tagebuch, zeichnete Skizzen auf einem Leporello mit 36 Metern Länge. Wer sich Europa so nah am Boden bzw. am Wasser, so nah an den Menschen erschließt, hat ein ganz anders Verständnis vom „Haus Europa“. Wie kleinkariert wirken so manche politische Aussagen unserer Zeit zum Thema Europa angesichts dieses einfühlsamen Erschließens von Natur, Menschen, Stimmungen ...

Eindrucksvoll wurden die Bilder von Renate Christin bei der Ausstellung „überblicken“ im Jahr 2017 präsentiert. Sie sagte dort zum Thema Stadt: „Das Thema „Fremde – Freunde“ wurde für mich zum Auslöser, um mich mit dem Leben und der Geschäftigkeit der Städte auseinanderzusetzen, mit den daraus resultierenden Möglichkeiten des Kennenlernens,



Abb. 5:
„Überblicken“ von
Renate Christin

und nicht nur bei der Betrachtung der Landschaft, der Bauten und Denkmäler stehen zu bleiben. So ist in Paris ein eher dickes Rot entstanden. Dabei denke ich an Edith Piaf und ihre traurigen Lieder, die stets das Thema Liebe behandelten. Rot ist für mich die Farbe der Liebe, der Wärme, der Melancholie und der Verletzlichkeit, aber auch die Farbe der Kraft und der Verwegenheit.“

„Bei der Farbe Blau-Grün denke ich an die sieben Hügel, die Rom umgeben. Die Olivenhaine und die perspektivische Farbgestaltung der Hügel, die im

Dunst des Abends malerisch und melancholisch zugleich auf die Stadt herunterblicken ...“

An diesen Zitaten wird deutlich, wie Renate Christin ihre Erlebnisse und ihre Eindrücke mit ihren prägnanten Farben in Verbindung bringt.

Wie sehr Renate Christin ihr künstlerisches und ihr gesellschaftliches Engagement in Verbindung bringt, soll am Beispiel der „Operation Walhalla“ verdeutlicht werden. 1998, einige Wochen bevor endlich die Büste der Ordensfrau Theresia Gerhardinger in den Ruhmestempel aufgenommen wurde, fertigte Renate Christin eine eigene Gerhardinger-Büste aus Ton an. Sie klärte auf, dass sie dem Steinbildhauer keine Konkurrenz machen wollte, sondern sie warb für ihre Aktion im Vorfeld der offiziellen Aufstellung beim Ministerium, beim Bürgermeister und den Ordensfrauen. Mithilfe eines gemieteten Schiffes und einer schönen Festgesellschaft samt Blaskapelle brachte sie ihre eigene Gerhardinger-Büste von Regensburg nach Donaustauf. In unserer Fantasie können wir uns ein Aufgebot wie zu Zeiten König Ludwigs I. vorstellen, mit dem Unterschied, dass statt des Königs eine selbstbewusste Künstlerin die Festgemeinschaft relativ protokollfrei anführte. Am Ziel angekommen, stellte sie die Büste in einer schönen Zeremonie in die „Halle der Erwartung“, welche der Baumeister Leo von Klenze als „Vorhalle“ konzipiert hatte. Dort sollten die Büsten auf ihre Aufstellung warten. Es versteht sich von selbst, dass zu diesem Anlass Renate Christin eine eigene Festrede hielt, um das Missverhältnis der Geschlechter in der Ruhmeshalle zu thematisieren.

Auch diese Aktion macht deutlich, wie es Renate Christin versteht, auf eine humorvolle, entschlossene und nachdenkliche Art und Weise auf Herausforderungen hinzuweisen. Ihr Einsatz für die Rechte der Frauen hat hier eine ganz besondere Note erhalten. Wenn schon einmal eine verdiente Frau wie Theresia



Abb. 6: „Langsam geht's vorwärts" von Renate Christin



Abb. 7: „Zehn Jahre im Dialog, 2002–2012“ von Renate Christin

Gerhardinger geehrt wird, sollen die Frauen das auch besonders feiern und nicht nur den Männern die Laudatio alleine überlassen.

Nehmen wir einmal an, es gäbe einen Himmel der Kunst, dann wäre unser schöner Landkreis Regensburg vielleicht so etwas wie die Vorhalle zum Himmel der Kunst. Dann wünsche ich mir in unserem Namen, dass Du, liebe Renate, noch lange in dieser imaginären irdischen Vorhalle verweilst. Lass noch lange Deine tiefgründige Kunst auf uns wirken und lass Dich noch viele Male darum bitten, das ein oder andere Kunstprojekt zu starten. Die Balkanländer an Deiner geliebten Donau suchen den Anschluss nach Europa. Sie haben Sehnsucht auf Begegnungen auf Augenhöhe. Vielleicht können wir ihnen mit der Kunst den Weg leichter ebnen. Vielleicht muss eine engagierte, couragierte Frau weiter auf der Donau paddeln und ihre Eindrücke publizieren, um weiteren Kreisen die Augen zu öffnen. Europa wächst nicht auf Empfängen und nicht mit Sprachhülsen zusammen, sondern mit offenen Herzen der Menschen. Dazu brauchen wir die Sprache der Kunst. Dazu brauchen wir Menschen wie Renate Christin.

Liebe Renate, lebe weiter mit uns Deine Vision vom Haus Europa, das die Menschen zusammenbringt, um friedvoll zu leben.

Ich freue mich, dass nun unsere Landrätin Dir – nach der Ehrennadel des Landkreises im Jahr 1997 – mit der zweiten Ehrung Dein Lebenswerk besonders würdigt: mit dem Kulturpreis des Landkreises Regensburg für das Lebenswerk im Jahr 2018.

Herzlichen Glückwunsch!



Abb. 8: Laudator Michael Eibl, Bürgermeister Patrick Großmann von Sinzing, Preisträgerin Renate Christin und Landrätin Tanja Schweiger (v.l.n.r.) nach der Preisverleihung.

Autorenverzeichnis

Dr. Maria Baumann

Leiterin der Kunstsammlungen des Bistums Regensburg

Helma Ebkemeier

Dozentin für Tanzgeschichte, Tanztheater, Choreografie, Pielenhofen

Michael Eibl

Vorsitzender des Kuratoriums Europäische Kulturarbeit
Beratzhausen e.V.

Josef Fendl

Ehem. Kreisheimatpfleger, Neutraubling

Dr. Thomas Feuerer

Kulturreferent des Landkreises Regensburg

Dr. Ulrich Hauner

Oberstudiendirektor i.R. und Geomorphologe, München

Jonas Herdegen

Student, Neutraubling

Simon Herdegen

Industriedesign-Student, Neutraubling

Hanna H. Hubertus M.A.

Untere Denkmalschutzbehörde der Stadt Worms

Gudrun J. Malcher M.A.

Prähistorikerin und Stadtführerin, Regensburg

Joachim Merk

Abteilungsleiter a.D. bei der Regierung der Oberpfalz,
Tegernheim

Tanja Schweiger

Landrätin des Landkreises Regensburg

Dr. Christoph Steinmann

Stellvertretender Referatsleiter beim Bayerischen Landesamt
für Denkmalpflege, Regensburg

Dieter Waeber

Sinzing

Fritz Wallner

Geschäftsleiter a.D. des Marktes Schierling, Schierling

Abbildungsnachweise

Achatz Alois (10, 11, 13, 14), Bayerische Vermessungsverwaltung (116), Bayerische Vermessungsverwaltung/Martin Rinner (126), Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege (114, 121, 124, 125), Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege/Helene Sedlmaier (123), Christin Renate (170, 173, 176, 177), Christinakis Kosta (16, 17, 19, 22), Dollhofer Josef (62, 63 o., 64, 68 u., 69 o.), Eller Hermann (28), Erdel Wolfgang (174), Fendl Josef (29), Ferstl Peter (178), Gemeinfrei (84, 146, 149, 153, 156, 157), Grellner Christian (91 r., 92, 94, 95 o. r., 98 l., 100), Grosser Gisela (172), Hauner Ulrich (127, 128, 129, 135, 136, 137, 138, 139 140, 141 l., 142, 143, 144), Helmich Fabian (166, 168), Herdegen Jonas (71, 72 l., 73, 74, 75, 76, 79 l.), Herdegen Simon (70, 72 r., 77, 78, 79 r., 80, 81), Hubertus Hanna H. (86, 87), Kieslinger Ferdinand (38), Landratsamt

Regensburg (7, 15, 21, 24, 160, 169, 179), Löffl Franz (141 r.), Maier Friedrich (37), Moosburger Uwe (8), Museen der Stadt Regensburg/Monika Adolf (134), Museum Boijmans Van Beuningen, Rotterdam (43), Pautz Sandra (90, 91 l., 93, 95 o. l., 96 u. r., 103), Renner Alois (63 u., 65, 67, 68 o.), Rinkl Rosa-Maria (154), Schäfer Reinhard (48, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59), Schicker Edwin (162, 163, 164, 165), Schnöpf Dieter (27), Steinmann Christoph (117, 118, 120), Straubinger Michael (82, 88, 89, 95 u., 96 o., 96 u. l., 96 u. m., 97, 98 r., 99, 101), Tanzakademie Helene Krippner (20), Waeber Dieter (60, 66, 69 u.), Wallner Fritz (104, 106, 108, 109, 110, 111, 113), Weiß Georg (46), Weysser Friedrich Carl (152), Wörner Ulrike (148), Zwicknagel Johanna (18)

Ein Kaleidoskop an bereichernden Eindrücken, ein lebendiges und buntes Bild der Region um Regensburg in Geschichte und Gegenwart: Die alljährlich erscheinenden Bände der Schriftenreihe *Regensburger Land* enthalten – im Stile eines Almanachs – informative Beiträge zur regionalen Geschichte und Kultur.

Ansprechend aufgemacht und reich bebildert, richtet sich die Reihe an eine breite Leserschaft.

Band 4 | 2018 bietet ein breites Themenspektrum: Die Aufsätze porträtieren Kulturpreisträger, informieren über historische, geologische und archäologische Themen, dokumentieren Ausstellungen und beschäftigen sich mit Eisenbahngeschichte, einem Kulturzentrum in historischen Mauern und dem Wandern im Regensburger Land.

Verlag Friedrich Pustet



WWW.VERLAG-PUSTET.DE